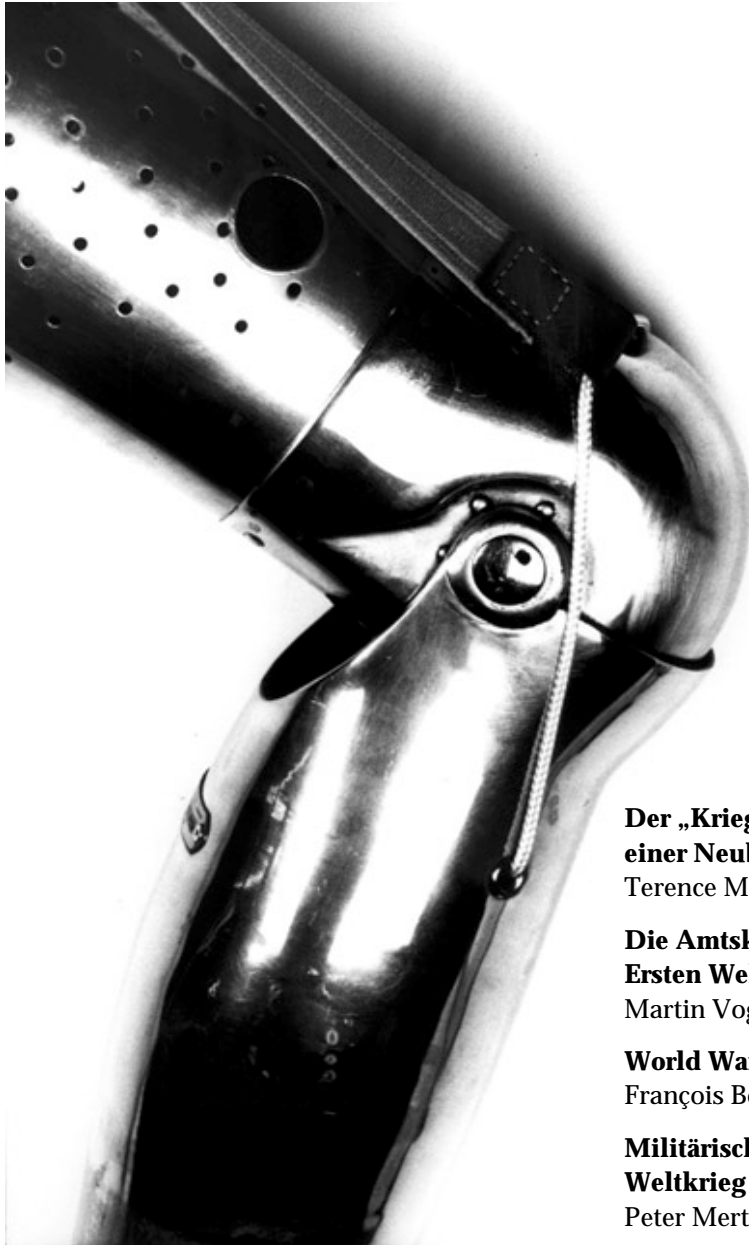


Arbeitskreis
Militärgeschichte e.V.

newsletter



Der „Krieg gegen Frankreich“ 1905. Ansätze zu einer Neubewertung des Schlieffenplans
Terence M. Holmes

Die Amtskirchen in Deutschland zu Beginn des Ersten Weltkriegs
Martin Vogt

World War One Profiteers in France
François Bouloc

Militärisch-zivile Zusammenarbeit im Ersten Weltkrieg
Peter Mertens

Die Wehrtechnische Studiensammlung des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung
Rolf Wirtgen

September 2002

18

Abbildungsnachweise:

Titelseite: Beinprothese (2. Weltkrieg): Exponat des Imperial War Museum North in Manchester, über dessen Eröffnung im kommenden Newsletter ein Bericht folgen wird. (Foto: IWMN/P. Sayer)

„Seite X“: „Freikorps-Wachtstubenfliegen“ (Fliegende Blätter (1847), S. 134)

IMPRESSUM:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. wurde Ende Oktober 1995 gegründet. Seine alleinige Aufgabe ist die Förderung von Forschung und wissenschaftlichem Austausch auf dem Gebiet einer Militärgeschichte, die den traditionellen politischen und institutionellen Aspekten der Geschichte von Militär und Krieg ebenso geöffnet ist wie den modernen sozial- und mentalitätshistorischen sowie kulturanthropologischen Ansätzen. Der Arbeitskreis bietet allen militärhistorisch Interessierten (u. a. Doktoranden, Habilitanden und Lehrenden) die Möglichkeit, miteinander in Verbindung zu treten. Auf diese Weise soll versucht werden, dem Informationsmangel abzuweichen, der u. a. daraus resultiert, dass die Militärgeschichte an den deutschen Universitäten bislang kaum institutionell vertreten ist. Der Arbeitskreis schafft ein solches Forum durch die Organisation von Tagungen, die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung und durch seinen newsletter.

Der Zeitraum, den der Arbeitskreis abdecken möchte, umfasst insbesondere die Neuzeit, selbstverständlich können aber auch an früheren Epochen Interessierte Mitglieder des Vereins werden. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit €25,00 für Studenten und Arbeitslose €10,00. Ein Beitrittsformular liegt diesem Heft bei.

Herausgeber des newsletter:
Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

Prof. Dr. Wilhelm Deist, Prof. Dr. Gerd Krumeich,
Dr. Rüdiger Overmans, PD Dr. Karen Hagemann,
Dr. Jürgen Förster, Prof. Dr. Stig Förster

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75
Konto-Nr. 347373-755

Herstellung:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:

Der newsletter erscheint dreimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den newsletter kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft €10,00 (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure

Dr. Gundula Bavendamm: Veranstaltungen
g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de

Dr. Susanne Brandt: Unendliche Welten
s.brandt@akmilitaergeschichte.de

Daniel Hohrath M. A.: Wissensch. Projekte
d.hohrath@akmilitaergeschichte.de

Dr. Stefan Kaufmann: Essays
s.kaufmann@akmilitaergeschichte.de

Dr. Markus Pöhlmann: Institutionen
m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de

Dr. Michael Sikora: Essays
m.sikora@akmilitaergeschichte.de

Ulrich Tiedau: Layout
u.tiedau@akmilitaergeschichte.de

Dr. Dierk Walter: Schlussredaktion
d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich.

Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v. a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen, Calls for Papers etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse.

Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit dem/ der Verfasser/in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Redaktion newsletter

Dr. Dierk Walter

Hamburger Institut für Sozialforschung

Mittelweg 36

D-20148 Hamburg

Tel. +49-(0) 40-414097-62

Fax +49-(0) 40-414097-11

E-Mail: d.walter@akmilitaergeschichte.de

Web: <http://www.akmilitaergeschichte.de>

Inhalt

Aus dem Arbeitskreis	5
Editorial	5
Essays	
Der „Krieg gegen Frankreich“ 1905. Ansätze zu einer Neubewertung des Schlieffenplans	6
<i>Terence M. Holmes</i>	
„... und Gott wird mit unseren gerechten Waffen sein! Denn mit deutscher Gesittung hängt aufs engste zusammen deutscher Glaube und deutsche Frömmigkeit“ – Die Amtskirchen in Deutschland zu Beginn des Ersten Weltkriegs	10
<i>Martin Vogt</i>	
Wissenschaftliche Projekte	
World War One Profiteers in France	15
<i>François Bouloc</i>	
Militärisch-zivile Zusammenarbeit im Ersten Weltkrieg. Die „Nebenregierungen“ der Militärbefehlshaber im Königreich Sachsen (Dissertation)	16
<i>Peter Mertens</i>	
Historische Orte, Institutionen und Forschungsbereiche	
Die Wehrtechnische Studiensammlung des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung	17
<i>Rolf Wirtgen</i>	
Unendliche Welten	
„Wir waren Helden“. Ein Film über den Vietnamkrieg	18
<i>Winfried Mönch</i>	
Tagungsberichte	
Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit. Tagung am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, 24.–25. Mai 2002	20
<i>Max Plassmann</i>	
Deutsche Militärmedizin im Krieg 1939–1945. Symposium in der Gottlieb-Daimler-Stiftung, Ladenburg, 10./11. Dezember 2001	23
<i>Alexander Neumann</i>	
War and Society. Conference at the German Historical Institute, Washington, D. C., USA, March 21–24, 2002	24
<i>Christoph Strupp</i>	
Aux Sources de l'Histoire Culturelle de la Grande Guerre. Tagung im Historial de la Grande Guerre, Péronne/Somme, Frankreich, 5.–7. Juli 2002	27
<i>Susanne Brandt/Gundula Bavendamm</i>	

Tagungsankündigungen / Calls for Papers

Junge Soldaten. Ein Symposium des Arbeitskreises für Historische Jugendforschung und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Potsdam, MGFA Potsdam (21.-23.11.02)	29
Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft. Jahrestagung 2002 des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. Augsburg (1.-3.11.02)	31

Aus dem Arbeitskreis

Militärsgeschichte lebt. Nicht nur in Oxford, Glasgow und Bern, sondern auch an deutschen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie z.B. dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt und Institut für Zeitgeschichte. Auch der Arbeitskreis Militärsgeschichte lebt. Seine Aktivitäten spiegeln die Mitgliederversammlungen, Jahrestagungen und, last but not least, sein newsletter wider, nicht die halbjährlichen Vorstandssitzungen. Dennoch ist die Frage der zukünftigen Form und Durchführung der Mitgliederversammlungen einerseits, sowie der workshops und Jahrestagungen andererseits noch nicht abschließend beantwortet. Konferenzen sind wissenschaftliche *und* soziale Ereignisse. Im November in Augsburg sollten wir darüber diskutieren, ob neben die routinemäßigen, großen Jahrestagungen nicht kleinere, spezielle Fachtagungen treten könnten. Letztere würden weniger Kosten und Organisation verursachen, dafür aber gerade die zusammenführen, die aktuell zum selben Themenkomplex arbeiten. Würden solche workshops den Stellenwert und Reiz der Jahrestagungen schmälern, das „small world“-Gefühl seiner Teilnehmer dagegen steigern? Angesichts des Engagements und der Pluralität der Mitgliedschaft des Arbeitskreises gehe ich von einer lebhaften und kontroversen Debatte auf der kommenden Mitgliederver-

sammlung aus. Sie findet auf jeden Fall während der Jahrestagung Anfang November 2002 in Augsburg statt. Mehr zum Thema: „Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft“ finden Sie in diesem newsletter. Die nächste Jahrestagung wird in Zusammenarbeit mit der Otto-von-Bismarck-Stiftung Ende September/Anfang Oktober 2003 in Reinbek bei Hamburg durchgeführt werden.

Ein Königsrecht der Mitgliederversammlung ist das Wahlrecht. In Augsburg gilt es, den Vorstand zu bestätigen oder neu zu wählen. Auf jeden Fall wird Wilhelm Deist aus persönlichen Gründen nicht wieder kandidieren. Die anderen Mitglieder des Vorstandes werden sich wohl alle um eine Wiederwahl bemühen. Es gilt also, über die Zusammensetzung des Vorstandes nachzudenken, insbesondere über die Wahl eines(r) neuen Beisitzers(in). Hier ist die Chance zu Verjüngung und größeren Breite gegeben. Noch ein Regal der Mitgliederversammlung: Der Vorstand schlägt vor, die aktiven Mitglieder von der Beitragszahlung freizustellen. Er selber wird allerdings weiter freiwillig seinen Obulus entrichten.

Mit vielen Grüßen und bis bald

Ihr Jürgen Förster

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

sieht man Strategie als die Lehre von der Kriegführung im Großen, so diene die Theologie in der Geschichte mitunter als Instrument zur Führung des Krieges im ganz Großen. Die Essays des vorliegenden newsletters 18 behandeln diese beiden Dimensionen der Kriegführung im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg: Terence M. Holmes setzt sich kritisch mit der bis heute geläufigen Interpretation des „Schlieffenplans“ auseinander. Martin Vogt präsentiert Positionen (und Stilblüten) aus der geistigen Mobilmachung der deutschen Theologen von 1914–18.

Wir wollen die Gelegenheit nutzen, Sie außerdem noch einmal auf die Jahrestagung des Arbeitskreises Militärsgeschichte hinweisen, die vom 1. bis 3. November in Augsburg stattfinden wird. Das Thema – „Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft“ – verspricht eine Sicht von Militärsgeschichte, die über den Krieg an sich hinaus geht und es bietet sicher auch die Möglichkeit, in den Diskussionen die Brücke zu aktuellen Ereignissen und Trends zu schlagen. Da im Rahmen der Tagung auch die Mitgliederversammlung des Vereins mit der Wahl des

Vorstands abgehalten wird, hoffen wir natürlich auf zahlreiches Erscheinen. Sie finden die Einladungen beigelegt, das Programm der Jahrestagung ist zudem im Heft abgedruckt.

Schließlich zeigen wir noch eine personelle Veränderung in der Redaktion des newsletters an: Dr. Jürgen Zimmerer, der der Redaktion seit den frühen „Freiburger Tagen“ angehörte, scheidet mit diesem Heft aus der Redaktion aus, da es ihn beruflich in den

sonnigen Süden, ans Centro de Estudos Interdisciplinares do Século XX der Universität Coimbra, zieht. Für die langjährige, ehrenamtliche Mitarbeit wollen wir uns bei ihm herzlich bedanken und ihm alles Gute für seine Zeit in Portugal wünschen.

Für die Redaktion
Markus Pöhlmann

ESSAYS

Der „Krieg gegen Frankreich“ 1905 Ansätze zu einer Neubewertung des Schlieffenplans

von Terence M. Holmes

Als Gerhard Ritter 1956 den vollständigen Text des Schlieffenplans zum ersten Mal herausgab, fügte er seiner Edition eine eingehende Studie bei, worin er zu einer ganz bestimmten Bewertung gelangte: der Plan war „überhaupt kein sicheres Siegesrezept“, sondern „ein kühnes, ja ein überkühnes Wagnis“ (68). Seitdem ist dieses Urteil zum Konsens geworden. In der einschlägigen Literatur hat sich die Geringschätzung des Schlieffenplans fest eingebürgert. Stig Förster meint überdies: „Es ist kaum anzunehmen, dass die Forschung in Zukunft an Ritters Verdikt rütteln wird, wonach der Schlieffenplan militärisch unausgegoren und niemals mit Erfolg durchzuführen war“ (1995: 82).

Die nun einmal vorherrschende Aburteilung des Plans gründet sich nicht zuletzt auf die Annahme, dass er als Versuch entstanden sei, der Problematik des Zweifrontenkrieges beizukommen. Hauptanliegen meines Essays ist es, diese Annahme zu widerlegen. Es soll gezeigt werden, dass der Schlieffenplan in der Tat für den speziellen Fall eines Krieges nur gegen die Westmächte ausgearbeitet wurde. Zunächst soll aber die herkömmliche Zweifrontendeutung samt ihren kritischen Implikationen kurz resümiert werden.

Der Schlieffenplan, so heißt es aus dieser Sicht, sah im Westen einen Großangriff vor, während im Osten vorerst nur schwache Kräfte einzusetzen waren. Schwerpunkt der Westoffensive bildete der starke rechte Flügel, dessen Aufgabe darin lag, über Belgien und

Nordfrankreich Paris westlich zu umgehen, um in den Rücken der französischen Armee zu kommen, sie gegen ihren eigenen Festungsgürtel und die schweizerische Grenze zu drängen und dort zu vernichten. Dieses gewaltige Unternehmen musste binnen sechs Wochen vollbracht werden, weil dann beträchtliche Teile des siegreichen Westheeres rechtzeitig an die Ostfront zu bringen waren, um dem Ansturm der russischen Armeen zu begegnen. An diese Interpretation knüpft sich das gängige Verdikt an: Der Plan war ein abenteuerliches Glücksspiel, das von der Einhaltung eines ganz unrealistischen Zeitplans abhing. Unter dem enormen Zeitdruck des Zweifrontenkrieges war eine solch groß angelegte Westoffensive weder operativ noch logistisch durchführbar. Außerdem war das deutsche Heer zu schwach dafür, wie Schlieffen selbst zugab.

Der wirkliche Schlieffenplan liegt uns in der „großen Denkschrift“ vom Dezember 1905 vor (abgedruckt in Ritter 1956: 145–160). Schlieffen geht in diesem Text, der mit „Krieg gegen Frankreich“ betitelt ist, davon aus, dass Frankreich „auf eine wirksame Unterstützung Russlands nicht rechnen kann“ (1956: 145). Im weiteren Verlauf der Denkschrift wird Russland keiner Erwähnung mehr gewürdigt. Schlieffen hatte in offiziellen Berichten der vorhergehenden zwei Jahre mehrmals die Ansicht vertreten, das russische Heer sei von den Auswirkungen des mandchurischen Krieges so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass es kaum imstande wäre, in nächster

Zukunft an einem europäischen Konflikt teilzunehmen. Das bedeutete allerdings nicht, dass ein Krieg in Europa ausgeschlossen war. Im Hinblick auf die strategische Konstellation Anfang 1906 meinte Bülow, dass Russland auch beim besten Willen kaum in Betracht käme, dass sich Frankreich aber trotzdem für den Krieg wegen Marokko entscheiden könnte, wenn es glaubte, auf den Beistand Englands zählen zu können. Für einen solchen Fall war der Schlieffenplan gedacht; er war das operative Pendant zur neuen strategischen Lage.

Aus dieser neuen Lage erwuchs für das deutsche Heer einerseits der Vorteil, mit vereinter Kraft nach einer Front kämpfen zu können, andererseits aber der Nachteil, dass der Feind eben deshalb geneigt sein könnte, den Krieg mit aller Konsequenz defensiv zu führen, so dass sich die Deutschen gezwungen sähen, tief in die „große Festung“ Frankreich einzudringen (1956: 156). Schlieffen war sich wohl bewusst, „dass der Angriffskrieg sehr viele Kräfte erfordert und sehr viele verbraucht“, und er sagte tatsächlich, das deutsche Heer sei „zu schwach“ für die anvisierte Operation (1956: 153), was ihm den Vorwurf eingebracht hat, einen Plan verfasst zu haben, welchen er schon aus diesem Grund für unmöglich hielt. Die Sache sieht aber etwas anders aus, wenn man Schlieffens Bemerkung über die ungenügende Heeresstärke in ihrem weiteren Zusammenhang liest.

Dem Plan lag der letzte unter Schlieffens Ägide entworfene „große Westaufmarsch“ von 1906/7 zugrunde, der das gesamte Feldheer gegen Frankreich anrücken ließ „für den Fall des Krieges nach einer Front gegen die Westmächte“ (Förster 1931: 40). Aus der Einsicht, dass dieses Heer „zu schwach“ war, um den Plan in seiner ganzen Ausdehnung durchzuführen, ergab sich für Schlieffen nicht die Unmöglichkeit des Plans, sondern die Notwendigkeit, das Heer gleich bei Kriegsausbruch stark genug dafür zu machen. Das Defizit war übrigens nicht bei der aktiven Armee, sondern bei den für Nebenaufgaben bestimmten Formationen zu verzeichnen (Reservekorps und Landwehrbrigaden): Bis die Deutschen an die Oise gelangten, würden alle diese Verbände vollauf beschäftigt sein, so dass für die Einschließung von Paris nichts übrig

bliebe. Schlieffen forderte daher die Aufstellung von acht neuen Armeekorps auf der Grundlage der vorhandenen Ersatzbataillone und der noch verfügbaren Reservisten, wodurch dieser spezifische Bedarf sofort nach der Mobilmachung gedeckt werden sollte (vgl. 1956: 153–156). Man kann also nicht sagen, Schlieffen habe eine Operation geplant, für die nach seinem eigenen Ermessen die militärischen Ressourcen Deutschlands nicht ausreichten.

Hervorzuheben ist bei alledem auch, dass Schlieffens Vorsorge für den Zuwachs der Streitkräfte keinen Bezug zu einer etwaigen Ostfront aufwies. Weit davon entfernt, „a single army“ (Buchholz 1993: 209) oder auch nur „ein einziges Armeekorps“ (Förster 1995: 77) im Osten zu belassen, sah er sich genötigt, jeden irgendwie aufzubringenden Truppenkörper für den Angriffskrieg gegen Frankreich zu verwenden, der ja zur Voraussetzung hatte, es würde keinen zweiten Kriegsschauplatz geben.

Unter dieser Voraussetzung war der Schlieffenplan, wenn nicht von der Erfordernis einer improvisierten Heeresvermehrung, so doch von dem Zeitdruck befreit, der den früheren Plänen und Übungen einen so großen Zwang auferlegt hatte. Hinsichtlich eines Kriegsspiels nach zwei Seiten vom Winter 1901 berichtet Kuhl, dass es die Absicht der Deutschen war, die Entscheidung im Westen „auf oder nahe dem deutschen Gebiet“ zu suchen, um den darauf folgenden „Abtransport starker Kräfte nach dem Osten“ zu erleichtern. Kuhl fügt hinzu: „Der Graf Schlieffen legte auf diesen Umstand besonderen Wert“ (1920: 176). Dieser Umstand spielte hingegen keine Rolle beim Schlieffenplan, der von vornherein die Invasion Frankreichs, gegebenenfalls sogar die Umgehung von Paris in Aussicht stellte. Letztere Operation war indes nicht, wie oft behauptet wird, das eigentliche Ziel des Plans, der in erster Linie eine kürzere Umfassung östlich an Paris vorbei vorschrieb (vgl. 1956: 147). Nur wenn die Franzosen hinter der Oise bzw. Marne oder Seine eine Stellung mit Anschluss an Paris erfolgreich verteidigten, war Schlieffen bereit, den Umweg über die untere Seine zu nehmen (vgl. 1956: 153, 157). Dass er aber die eventuelle Notwendigkeit dieser stark erweiterten Umgehung voll in Betracht zog, spricht eindeutig dafür, dass er der früheren

Sorgen um die dringende Verstärkung einer zweiten Front jetzt enthoben war. Freilich lag ihm sehr daran, die Operation nicht „zum Stillstand kommen“ (1956: 156), nicht in einen Stellungskrieg ausarten zu lassen, der die Entscheidung vielleicht auf Jahre hinaus aufschieben würde. Auf die Einhaltung eines sehr engen Zeitplans kam es jedoch nicht an, weil die Gefahr im Osten nun nicht mehr bestand.

Ritters Einstellung zu diesem Kernpunkt ist widersprüchlich. Auch er stellt einerseits fest, dass der Kontext des Schlieffenplans das „Ausscheiden Russlands aus der Reihe unserer Gegner“ war, womit „auch der unheimliche Zeitdruck weg[fiel], der die deutschen Operationspläne bisher belastet hatte“ (1956: 46). Im nächsten Kapitel seiner Studie gibt er aber unvermittelt zu bedenken, dass „nach der französischen auch noch die gewaltige russische Armee zu ‚vernichten‘ war!“ Er fährt in diesem Sinne fort: „Man wagt sich ... kaum auszudenken, wie viel Zeit wohl nötig gewesen wäre, um auf Grund dieses Planes Frankreich völlig wehrlos zu machen, und wie viel Zeit andererseits zur Verfügung stand, bis der Großangriff auf die Russen unaufschiebbar wurde“. Es hat den Anschein, als ob Ritter nur deshalb die gerade erst für ausgeschaltet erklärten Russen so urplötzlich wieder erstarren lässt, weil das seiner Kritik am Schlieffenplan zustatten kommt. Er beruft sich dann freilich auf Schlieffens letztes Kriegsspiel 1905, das „nun doch wieder den Zweifrontenkrieg voraussetzte“. Indem „unser Stratege“ bei diesem Anlass auf die Notwendigkeit hinwies, die Russen gleich zu Beginn des Krieges zurückzutreiben, habe er nach Ansicht Ritters ernsthafte Zweifel daran durchblicken lassen, ob sein operativer Plan für einen Krieg gegen Frankreich und Russland wirklich geeignet sei (1956: 69f.).

Diese Übung hatte aber, da sie einen Kampf nach zwei Seiten voraussetzte, mit dem Schlieffenplan nichts zu tun. Das Kriegsspiel beweist nur, dass Schlieffen im Fall eines Zweifrontenkrieges, womit sehr wohl in Zukunft erneut zu rechnen wäre, ganz anders handeln wollte, als in dem Schlieffenplan dargelegt wird; mithin, dass dieser Plan für den Zweifrontenkrieg weder geeignet, noch gedacht war.

Buchholz ist mit Ritter darin einig, dass der „Krieg gegen Frankreich“ einen gleichzeitigen Krieg gegen Russland stillschweigend einbezog, und will mit genauen Zeitangaben die damit verbundene Problematik verdeutlichen. Er ist ganz sicher, dass es die Absicht des Schlieffenplans war, die Franzosen innerhalb von 40 Tagen zu vernichten. Für diese Befristung bringt er keinen Beleg, begründet sie aber mit dem Hinweis darauf, dass die Russen am 40. Mobilmachungstag die deutsche Grenze überschreiten würden. Der Plan war somit „a daring gamble based on timing“ (1993: 209f.).

Nun hat Schlieffen in der großen Denkschrift keinen Termin für die Vollendung des Feldzugs festgelegt, aber es ist möglich, aufgrund seiner Erfahrungen auf der Generalstabsreise-West vom Sommer 1905 eine Vermutung darüber anzustellen, wie lange er die Dauer der Operation eingeschätzt haben mag. Dem Zeugnis Boettichers zufolge entwickelte sich eine Variante der Generalstabsreise zu einer förmlichen Probe für den Schlieffenplan. Hier ist es dem starken, von Schlieffen kommandierten Schwenkungsflügel gelungen, östlich an Paris vorbeigehend das ganze französische Heer von der Hauptstadt abzudrängen und am 56. Mobilmachungstag gegen die schweizerische Grenze zu werfen (vgl. 1933: 311).

Diese achtwöchige Operation entsprach ziemlich genau der kurzen Auffassung, die in dem Schlieffenplan als die optimale Form des Feldzugs angeführt wird. Da der Plan auch die Möglichkeit der weit ausholenden Umgehung von Paris berücksichtigt, hätte Schlieffen für diese Eventualität zusätzlich mit etwa zwei Wochen Marschzeit rechnen müssen, ganz abgesehen von den etwa anfallenden Vorbereitungen und Kampfhandlungen. Will man unbedingt den Schlieffenplan in ein Zweifrontenschema zwingen, und nimmt man in Übereinstimmung mit Buchholz an, die Russen würden am 40. Mobilmachungstag die Grenze erreichen, so muss man die Bereitschaft Schlieffens unterstellen, die Russen mindestens 30 Tage lang in die gänzlich ungeschützten Ostgebiete des Reichs eindringen zu lassen, bevor der Abtransport deutscher Truppen dorthin überhaupt erst beginnen konnte. Gegen Ende Dezember 1905, als er wohl bereits an der großen Denkschrift arbeitete, betonte Schlieffen,

Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg: Ein Vergleich

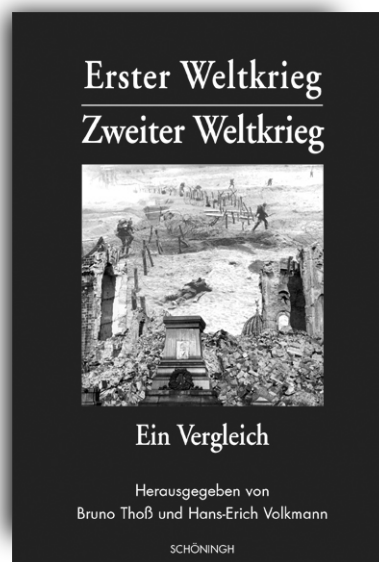
Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung
in Deutschland 1914–1945

Im Auftrag des Militärgeschichtlichen
Forschungsamtes herausgegeben von
Bruno Thoß und *Hans-Erich Volkmann*

2002. 900 Seiten, farbiger Bildteil,
Leinen mit Schutzumschlag,
€ 45,-/sFr 76,60
ISBN 3-506-79161-3

Aus dem Inhalt:

- Die Weltkriege als Kriege neuen Typs
- Deutsches Führungsdenken und technologische Entwicklung
- Krieg als Welt der Soldaten: die »militärische Gesellschaft«
- Krieg als kollektive Erfahrung in der Heimat: die »zivile« Gesellschaft



Erscheint zum Historikertag 2002!

- Krieg als Besatzungsherrschaft: die Welt der Besatzer und Besetzten
- Erinnerungskulturen und Nachkriegszeiten
- Die Epoche der Weltkriege als Methodenwerkstatt

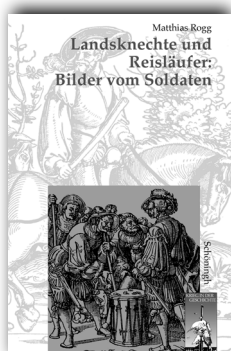
Soeben erschienen!

Matthias Rogg

Landsknechte und Reisläufer: Bilder vom Soldaten

Ein Stand in der Kunst
des 16. Jahrhunderts

2002. X + 468 Seiten,
231 z. T. farbige Abbildungen, Festeinband,
€ 46,80/sFr 79,60
ISBN 3-506-74474-7
= Krieg in der Geschichte, Band 5



Soeben erschienen!

Wolfgang Helbich/
Walter D. Kamphoefner (Hrsg.)

Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg

Briefe von Front und Farm
1861–1865

2002. 580 Seiten, 65 Abb., 6 Karten,
Leinen mit Schutzumschlag,
€ 39,90/sFr 67,80
ISBN 3-506-73916-6



es sei im Fall eines Zweifrontenkrieges „völlig ausgeschlossen“, die Russen „über die Weichsel, Oder, Elbe marschieren“ zu lassen, während die Deutschen „in Frankreich weiter Krieg führen“ (zit. nach Foerster 1931: 52). Das wäre aber genau das Resultat gewesen, wenn der Schlieffenplan in einem solchen Fall zur Anwendung gekommen wäre. Die Schlussfolgerung ist nahe liegend: Der Schlieffenplan war für den Krieg nach nur einer Front bestimmt. Er wurde nicht als die erste, blitzartige Phase eines Zweifrontenkrieges konzipiert, und die kritischen Urteile, die auf dieser Annahme fußen, erscheinen somit revisionsbedürftig.

Literatur

Boetticher, Friedrich von, Der Lehrmeister des neuzeitlichen Krieges, in: Friedrich von Cochenhausen (Hg.), Von Scharnhorst zu Schlieffen 1806–1906, Berlin 1933, S. 249–316

Buchholz, Arden, Moltke, Schlieffen, and Prussian War Planning, Providence (RI) 1993

Foerster, Wolfgang, Aus der Gedankenwerkstatt des Deutschen Generalstabes, Berlin 1931

Förster, Stig, Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871–1914. Metakritik eines Mythos, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 54, 1995, S. 61–95

Kuhl, Hermann von, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges, Berlin 1920

Ritter, Gerhard, Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos, München 1956

Terence M. Holmes, Department of German, University of Wales Swansea, Singleton Park, Swansea SA2 8PP, UK; E-Mail: t.m.holmes@swan.ac.uk

„... und Gott wird mit unseren gerechten Waffen sein! Denn mit deutscher Gesittung hängt aufs engste zusammen deutscher Glaube und deutsche Frömmigkeit“ – Die Amtskirchen in Deutschland zu Beginn des Ersten Weltkriegs

von Martin Vogt

Das Verhältnis der Amtskirchen zum Krieg ist in Deutschland in den Jahren 1914 bis 1918 und am nachdrücklichsten bei Kriegsbeginn weitgehend von der Vorstellung, einen gerechten Krieg zu führen, geprägt und ebenso von sicheren Siegeserwartungen, wie sie auch längere Zeit in der Bevölkerung bestanden haben. Die enge Verbindung der Kirchen mit dem Staat – die trotz der Probleme der Kulturkampfzeit auch für die katholische Kirche bestand – hatte mehrheitlich evangelische Geistliche und katholischen Klerus zwar nicht zu direkten Staatsdienern, aber doch zu Kündnern und Multiplikatoren weltlicher Botschaften in theologischer Sprache werden lassen. Zwar hat der Kriegsbeginn in den Gegnerstaaten Deutschlands ähnliche Entwicklungen zugelassen; doch sind die „ideologischen“ Positionen der Repräsentanten der deutschen Amtskirchen, die hier vorgestellt werden sollen, unter dem Eindruck der späteren Niederlage kaum revidiert worden.

Dass der Kriegsbeginn 1914 die Bevölkerungsmasse nicht generell in euphorische Stimmung versetzte, ist hinlänglich nachgewiesen, und die aufgebrochene Besorgnis zeigt sich auch in dem zahlreichen Besuch der Bitt- und Bußgottesdienste, zu denen Wilhelm II. wenigstens für Preußen in seiner Eigenschaft als *summus episcopus* der Altpreußischen Union nach Ausrufung des Kriegszustandes aufgerufen hatte. Überrascht wurden die Amtskirchen davon nicht, weil die Krisenstimmung des Vorkriegsjahrzehnts von ihnen wahrgenommen worden war. So hatte schon 1912 der liberale Theologe Martin Rade erklärt, für den Kriegsfall seien Vorkehrungen getroffen und Vorschriften vorbereitet, dass im Fall der Mobilmachung mit der gleichen Pünktlichkeit, mit der die Einberufungsentscheidungen zu ergehen hätten, Aufforderungen der evangelischen Landeskirchen an die Konsistorien zu Sondergottesdiensten ergehen würden. Wenig anders sind die Vorbereitungen der katholischen Kirche gewesen. Angesichts der mar-

tialischen Äußerungen aus den Amtskirchen in den ersten Kriegswochen und -monaten ist zu betonen, dass in evangelischen Gottesdiensten sowie in katholischen Messen und Gebetsstunden nicht nur für den deutschen Sieg gebetet worden ist. Vielmehr sollten sie auch der Vorbereitung auf Verluste von Familienangehörigen und Freunden dienen, die nun ins Militär einrückten. Der Breslauer Fürstbischof Bertram nannte in seiner Predigt den „Heldentod“ eines Soldaten „glücklich“ und bezog sich auf das Paulus-Wort: „Ein Schauspiel sind wir geworden der Welt, den Engeln und den Menschen.“ Parallel wurde in der evangelischen Kirche der „Opfertod“ eines Soldaten in der „Nachfolge Christi“ gesehen. Die Familien scheinen diese Auffassungen nur bedingt geteilt zu haben und sie haben wohl auch nicht die Ausschüttung des „Pfingstgeistes“ mit dem „Geist von 1914“ verbunden gesehen. Tatsächlich ist der Kirchenbesuch bei Kriegsbeginn 1914 auch für die Geistlichen erstaunlich hoch gewesen und drückte die Besorgnis vor einer für die einzelnen Familien ungewissen Zukunft aus. Die Kirchen stellten sich auch im Wissen um die zu erwartende hohe Zahl der Kriegstoten auf diese Verluste ein und riefen die Soldaten, die möglicherweise bald fallen würden, zu innerer Einkehr, Buße und Enthaltensamkeit auf. Daneben stand das Bewusstsein, dass der Krieg für die Zivilbevölkerung Entbehrungen bringen werde; an sie wandten sich Aufrufe, auszuhalten und Notlagen zu ertragen, an deren Ende der erwartete Sieg stehen werde. Die Kirchen zeigten sich damit als Multiplikatoren staatlicher Kriegspropaganda, von deren Richtigkeit ihre Repräsentanten allerdings auch überzeugt gewesen sind.

Die enge Verbindung zwischen Staat und Amtskirche bzw. von „Thron und Altar“ in Deutschland hat im kirchlichen Verhalten des Kriegsbeginns seinen Ausdruck gefunden, war jedoch auch in der Bevölkerung verwurzelt. So sangen die Berliner, die dem Kriegsbeginn zustimmten, noch bevor eine Schlacht geschlagen war oder nur ein Gefecht stattgefunden hatte, den im Hohenzollernmythos der Schlacht von Leuthen zugeordneten Choral „Nun danket alle Gott“, der auch 1870 nach der Schlacht von Sedan gesungen worden war. Der hochkonservative Berliner Hofprediger Doe-

ring hielt einen „Feldgottesdienst“ für die Berliner ab und militarisierte damit auch für Zivilisten kirchliche Handlungen. In seiner Predigt zum Kriegsbeginn, die unter dem Bibelwort stand: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein“ berief sich Oberhofprediger von Dryander auf deutsche Kultur, die gegen Unkultur stehe und hob „die freie an Gott gebundene Persönlichkeit“ der Deutschen gegenüber den „Instinkte[n] der ungeordneten Masse“ bei den Gegnern Deutschlands hervor.“ Für Dryander hingen deutsche Kultur bzw. Gesinnung, deren Wert für ihn unzweifelhaft war, eng mit Glauben und Frömmigkeit zusammen, die er den gegnerischen Staaten und ihren Bevölkerungen absprach. Eine eindeutig rassistische Ergänzung hierzu findet sich im nationalprotestantischen Lager in der Erklärung gegen alliierte Propaganda: „Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“ Hierzu fügt sich als Parallele die Predigt des katholischen Münsteraner Theologen Mausbach, der in seiner Predigt zu Kriegsbeginn den Kreuzzugsruf „deus vult“ aufgenommen hatte und in diese mittelalterliche Sicht Gebet, Treueschwur und Waffenweihe einband. Das für viele deutsche Katholiken heikle Minoritätsempfinden trat zurück in der gemeinsamen Verteidigung der deutsch-österreichischen Kultureinheit, so dass Franz Joseph und Wilhelm II. „beide jetzt wie ein geweihter Kaiser deutscher Nation vor Europa treten, um das Erbe der alten christlichen germanischen Kultur zu schirmen.“ Wenig anders als die von beiden Kirchen als Atheisten angesehenen Sozialdemokraten, die in ihrer Mehrheit von der Beteiligung am Krieg ihre Emanzipation im Staat erwarteten, erhofften viele Katholiken aus ihrer Kriegsbereitschaft den latenten Makel des Reichsfeindes zu überwinden und künftig gleichberechtigt am politisch-administrativen Geschehen zu partizipieren. Wilhelm II. wurde unter diesen Umständen nicht mehr als Repräsentant eines in seiner Majorität protestantischen Staates gesehen, vielmehr wandelte sich sein im Wortsinn verstandenes „Gottesgnadentum“ des Kaisers zum Bild des „von Zuversicht und

Gottvertrauen verklärten Herrschers“. Obgleich die Jesuiten in Deutschland noch immer in ihrem Auftreten eingeschränkt waren, erschien er bei ihnen als „Abbild des göttlichen Herrschers“. Noch deutlicher drückte dies der Speyrer Bischof Faulhaber aus, der das „lebenslängliche Bekenntnis“ zum Thronrecht des Kaisers als „Nachfolge Christi“ interpretierte. Die von den Glaubensangehörigen erwartete Kriegs- und Opferbereitschaft ging soweit, dass der Kapuzinerpater Gaudentius Koch den Krieg als ein „Sakrament“ ansah und hinzufügte: „Was ist eine Fronleichnamprozession gegen die Aufzüge an den Fronten, was sind alle Glockengeläute und Hochamtsorgeln gegen den Donner der Kanonen und das Krachen der Mörser.“ Da das Neue Testament für Kriegsbetrachtungen wenig ergiebig war, wurde der Blick auf das Alte Testament gerichtet. Graf Armin-Boitzenburg verwies während der Tagung der brandenburgischen Synode im Dezember 1914 auf „das prachtvolle alttestamentliche Bild des während des Kampfes gegen die Amalekiter zu Gott betenden Moses“; wie er solle die deutsche Bevölkerung zu ihrem Heer stehen. In spürbarer Nähe hierzu bewegt sich die Auffassung des zeitgenössischen Theologen Uckele, in Deutschland sei jetzt die alttestamentarische Frömmigkeit und Siegeszuversicht aufzunehmen: „Gott ist der Gott der Deutschen. Unsere Lage ist derjenigen Israels gleich. Wir sind die Auserwählten Gottes unter den Völkern. Dass unsere Gebete zum Sieg erhört werden, ist nach der religiös-sittlichen Weltordnung eigentlich ganz selbstverständlich.“ – Kein Zweifel bestand bei den Geistlichen beider Konfessionen an der göttlichen Berufung des deutschen Volkes zur Führungsrolle in der Welt. In ein katholisches Kirchengesangbuch wurden die Verse aufgenommen: „Gottvater schau vom Himmel her / und segne Du der deutschen Wehr. / Wohl an denn zum gerechten Krieg, / Gott ist mit uns, Gott gibt den Sieg, / Wohlauf mit Gottvertrauen / wir werden Hilfe schauen.“

Die militärischen Erfolge der ersten Kriegswochen bestätigten deutsche Siegeserwartungen, so dass ein Bremer Pastor erklärte: „Ja, es müssen unsere Heere Bahnbrecher und Wegbereiter Gottes werden auf Erden, es müssen unsere Schwerter Pflugscharen Gottes

werden, den Acker der Zeit zu pflügen und Sicheln, die Ernte Gottes zu schneiden! Du deutsches Volk, Dein ist die Zukunft, und gesegnet ist, wer Dich segnet und verflucht, wer Dir flucht.“ Es ist wahrscheinlich, dass die letzte Aussage vornehmlich gegen England gerichtet war, dessen Kriegserklärung an Deutschland unter Zurückstellung Jahrzehnte alter Rivalitäten und der anglophoben Ausbrüche in Deutschland, zu denen es während des Burenkrieges gekommen war, nun als besonders schwere Form des Verrats eines „Brudervolkes“ betrachtet worden ist. Die negative Einstellung der Kirchen stand hinter der Grußformel: „Gott strafe England“ und führte zu Predigten, in denen Geistliche den Wunsch aussprachen, die britische Weltwirtschaft, die als Sinnbild unchristlichen Materialismus ausgegeben wurde, möge im U-Boot-Krieg schweren Schaden erleiden. Ein Königsberger Divisionspfarrer führte in seiner Weihnachtspredigt 1914 aus, dass der Heilige Geist in seiner Verbindung mit dem Geist des Hasses gegen England als „Feind Gottes“ zu betrachten sei, denn Großbritannien habe „Gottes heiligen Willen gehemmt und Gottes heiliges Herz hintergangen“; darauf beruhe die Gewissheit, „dass Jesus über die Engländer von heute rufen wird: Wehe euch ihr Pharisäer und Heuchler“. So besaß der Angriff des Nationalökonom und Soziologen Werner Sombart auf das „Händlervolk“ von vornherein kirchlichen Flankenschutz und der berüchtigte Hassgesang gegen England des deutschjüdischen Lyrikers Lissauer wich nur in seiner gebundenen Sprache von dem Geist ab, den die Kirchen predigten. Auch Oberhofprediger von Dryander brachte in seine Weihnachtsbotschaft des Jahres 1914 „Kollektivhass gegen die Feindvölker“ ein, wenn er erklärte, die vorliegenden Farbbücher würden das deutsche Handeln rechtfertigen. Für den Theologen lag es nahe, als Feindbegriff das Wort „Liga“, das im Dreißigjährigen Krieg die katholische Allianz gegen die protestantische „Union“ bezeichnet hatte, nun gegen die „Feinde“ anzuwenden: „Schon die Zusammensetzung der gegen uns vereinigten Liga zeigt deutlich genug die unlauteren Motive und das schlechte Gewissen der Gegner, die sich nicht schämen gegen gutes Recht niedrige Raubgier mobil zu machen.“ Auch katholische Ordensgeistliche begaben sich auf dieses Niveau, als

Ausgewählte Beiträge zum Thema »Gesellschaftsgeschichte des Kriegs«
aus den letzten Jahrgängen der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mittelweg 36

3/2002

Klaus Naumann

»Soldaten sind Mörder«. Erkundungen auf dem Feld der Ehre

Bernd Greiner

Die »dritte Linie«. Der Schriftsteller Don DeLillo als Historiker

2/2002

Rolf Pohl

Massengewalt. Zum Verhältnis von Krieg und männlicher Sexualität

1/2002

Bernd Greiner

Der Wandel von einer Zivil- in eine Kriegsgesellschaft. Pearl Harbors langer Schatten

6/2001

Christopher Daase

Zum Wandel der amerikanischen Terrorismusbekämpfung. Der 11. September und die Folgen

5/2001

Gaby Zipfel

»Blood, sperm and tears.« Sexuelle Gewalt in Kriegen

4/2001

Michael Wildt

»Der muß hinaus! Der muß hinaus!« Antisemitismus in deutschen Nord- und Ostseebädern 1920 - 1935

Jan Philipp Reemtsma

»Man wird Bürger, damit man Mensch sein könne.« Über das Recht der Desertion

3/2001

Bernd Greiner

Der kurze Sommer der Anarchie. Zur Rolle der amerikanischen Presse während des Vietnamkriegs

Klaus Naumann

Das nervöse Jahrzehnt. Krieg, Medien und Erinnerung am Beginn der Berliner Republik

1/2001

Werner Renz

Anmerkungen zur Erforschung der Wahrheit im ersten Frankfurter Auschwitz-Prozeß

Reinhard Müller

Hitlers Rede vor der Reichswehrrführung 1933. Eine neue Moskauer Überlieferung

6/2000

Peter Waldmann

Rache ohne Regeln. Zur Renaissance eines archaischen Gewaltmotivs

Trutz von Trotha

Gewaltforschung auf Popitzschen Wegen. Antireduktionismus, Zweckhaftigkeit und Körperlichkeit der Gewalt, Gewalt und Herrschaft



Vietnam 1968, Fotograf unbekannt.

5/2000

Bernd Greiner

»You'll Never Walk Alone«. Amerikanische Reaktionen auf Kriegsverbrechen in Vietnam

Ulrich Bröckling

Schlachtfeldordnung. Die Soziologie im Krieg

3/2000

Daniel Wildmann

Die zweite Verfolgung. Rechtsdiskurs und Konstruktion von Geschichte in der Schweiz

2/2000

Jan Philipp Reemtsma

Die Gewalt spricht nicht. Zum Verhältnis von Macht und Gewalt

Peter Imbusch

Gewalt - Stochern in unübersichtlichem Gelände

Bernd Greiner

»Die Beschäftigung mit der fernen Vergangenheit ist nutzlos«. Der »Totale Krieg« im Spiegel amerikanischer Militärzeitschriften

Ulrich Bröckling

Am Ende der großen Kriegserzählungen? Zur Genealogie der »humanitären Intervention«

1/2000

Enzo Traverso

Rationalität und Barbarei

»Mittelweg 36« erscheint seit 1992 zweimonatlich zum Preis von € 9,50 plus Versandkosten. Jahresabonnement € 48,- plus Versandkosten. Sie erhalten die Zeitschrift im Buchhandel oder direkt über die Redaktion: »Mittelweg 36«, Mittelweg 36, 20148 Hamburg, Tel.: 040/414097-0, Fax.: 040/414097-11, e-mail: zeitschrift@mittelweg36.de, homepage: www.mittelweg36.de

sie alttestamentarische Fluchpsalmen gegen Großbritannien auslegten und von Gott wünschten, „dass er bald, recht bald unseren Heeren dazu ver helfe, Schrecken und Elend über England zu bringen.“

Gegenüber dem allgemein als sündig charakterisierten Frankreich wurde im deutschen katholischen Klerus der Anspruch auf Wahrung der Sittlichkeit erhoben. Frankreichs Literatur, Theater und Mode seien derart unzüchtig, dass schon hierdurch Anlass zum Krieg gegeben sei. Zudem habe sich Frankreich mit den Russen verbündet, die „seit Jahrhunderten die Kirche Gottes geknechtet haben bis in unsere Tage.“ Deutschland staatsloyale Katholiken zeigten sich empört, dass ausgerechnet ihnen von Katholiken Frankreichs, d.h. eines Staates, der um 1905 die strikte Trennung von Staat und Kirche vorgenommen hatte, der Vorwurf gemacht wurde, schlechte Katholiken zu sein. Die Kriegstheologie zeigte sich in allen – auch den alliierten Staaten – wenig biblisch-christlich orientiert, vielmehr orientierte sie sich an der jeweiligen staatlichen Propaganda und Politik. Ein Wiesbadener Pfarrer demonstrierte diese Haltung in den Versen: „Wir sind das Volk des Zorns geworden. / Wir denken nur noch an den Sieg. / Wir beten als grimmiger Männerorden / bluteingeschworen auf den Sieg. / Wir üben Gottes allmächtigen Willen, / und seiner Gerechtigkeit Schrei / wollen wir an den Frevlern rächend erfüllen / in heiliger Raserei.“ Es mag Schamgefühl oder Verdrängung gewesen sein, wenn später solche Äußerungen – und es gab noch weitergehende – bestritten worden sind.

Dauer und Verlauf des Krieges haben in der Bevölkerung zu einer Ernüchterung geführt, die wenigstens bei nationalprotestantischen Theologen und rechtskonservativen Katholiken nicht zu beobachten ist. Gerade die Nationalprotestanten vertraten die Parole des „Siegfriedens“ mit nationalistischen und expansionistischen Begleiterscheinungen. Abweichenden Theologen wie dem Dogmenhistoriker Adolf von Harnack, die sich für einen Verständigungsfrieden aussprachen, wurden „übelverdaute Reminiszenzen aus unverstandenen christlichen Gedanken“ unterstellt. Die „nationalen“ Theologen haben sich seit Ende 1917 auf Forderung der Obersten Heeresleitung hin an „vaterländischer Aufklärungsarbeit“ be-

teilt und sich bemüht, mit Gebeten und Predigten die Kriegsbereitschaft zu erhalten und näherten sich zum Teil auch der „Vaterlandspartei“. Insofern warnten die konservativen Theologen als sich das Kriegsende abzeichnete vor „schwarz-rot-goldenem Internationalismus“ und einer Verfassungsreform, die als Ausdruck sittenloser Verwestlichung angesehen wurde. Wilsons Vierzehn-Punkte-Programm bezeichneten katholische Bischöfe wegen des ausgesprochenen Antimilitarismus und Antiborussismus als Gefährdung des engen Bündnisses von Volk und Fürsten. Die Distanz, die hier seit dem Kriegsbeginn spürbar geworden war, hatte den Berliner Hofprediger Doering schon während des Krieges zu Angriffen auf die zum Verständigungsfrieden bereiten Mehrheitsparteien des Reichstags veranlasst. Schließlich erklärte er während des Munitionsarbeiterstreiks – die Dolchstoßlegende vorwegnehmend –, die Streikführer hätten die Menschen aufgehetzt, „ihnen die Mordwaffe in die Hand gedrückt und sie den Brüdern, die noch vor dem Feind liegen, in den Rücken fallen heißen“.

Den ehemals mit dem Pfingstgeist in Verbindung gebrachten „Geist von 1914“ gab es nicht mehr, wenn es ihn jemals wirklich gegeben hatte. Die bei Kirchenführern erhoffte Wende zugunsten Deutschlands durch eine breite Solidarisierung war 1918 weder militärisch noch ideologisch zu erreichen. Die Kirchen standen bei Kriegsende vor dem Trümmerhaufen ihrer seit 1914 vorgetragenen Erwartungen und hatten Schwierigkeiten sich auf die Veränderung der Verhältnisse einzustellen. Die militaristisch-politischen Inhalte kirchlicher Aussagen, wie sie 1914 postuliert worden waren, blieben erhalten und gaben den Weg vor, den die Kirchen oder mehrheitlich ihre Repräsentanten durch die Jahre der Weimarer Republik bis zur Herrschaft des Nationalsozialismus gingen.

Literatur

Gerhard Besier, Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1994

Heinz Hürten, „Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg“, in: Wolfgang Michalka

(Hg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse*, Weyarn 1997, S. 725–755

Kurt Meier, „Evangelische Kirche und Erster Weltkrieg“, ebd., S. 691–724

Heinrich Missala, „Gott mit uns“. *Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918*, München 1968

Wilhelm Pressel, *Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands*, Göttingen 1967

Prof. Dr. Martin Vogt, Schorlemmerstraße 33, 64291 Darmstadt, E-Mail vogt3460@aol.com

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE

World War One Profiteers in France

by François Bouloc

The issue of war-profiteering presents a complex question involving social, military, political, and cultural factors. It is the subject of a PhD dissertation in contemporary history I started two years ago at the University of Toulouse-Mirail. The thesis under the supervision of Professor Rémy Cazals will be completed by 2004.

War profits originate in wartime markets. In order to face the huge requirements of a total war lasting 52 months, a diversified system for managing supplies of raw materials, transportation and even workers was improvised between 1914 and 1918. The government placed orders with industrialists or go-betweens. As a result, working for the national defence actually became an opportunity for industrialists in different sectors. The line between profits and profiteering, however, was thin.

Both real and imagined, war profits quickly became socially unacceptable. After only a couple of months, vehement indignation grew among large parts of the public. Denouncement became widespread among soldiers. They were indignant at the enormous profits reaped behind the lines, while they were risking their lives. The various echoes of profiteers' denunciation can be traced in a wide range of historical sources ranging from newspapers, leaflets, letters, or the soldiers' language to novels or administrative reports on public opinion

Unlike other causes of indignation, such as spying or treason, making war profits was not illegal. Nevertheless, a specific taxation can be seen as a reaction to the urgent demands of the public. Indeed, a “special taxation on excep-

tional or additional profits made during the war” was implemented in July 1916. It was based upon tax returns, filled in by the taxpayer and controlled by the administration. It provoked concern and opposition among prospective taxpayers. They worried about the violation of business secrets, fiscal “inquisition” and a penalisation of the French industry. They were also concerned about the danger of confusing honest traders or industrialists with a minority of shady intermediaries. Industrial circles also insisted on the acknowledgement of their contribution to the national defence effort. The analysis of this justification discourse requires the examination of debates in the Chambers of Commerce, various boards of directors' reports and the economical and financial press.

The collection has so far generated thousands of individual files, containing various sorts of documents that are without any doubt highly interesting for the historian. Studying the myth of profiteering alone is clearly an incomplete approach. For the first time, the archives provide assessed evaluations of the profits actually made. In addition, they contain letters of denunciation. One of them, written in 1917, concerns the town of Brest and illustrates both content and language of this discourse: “... the tax returns for war profits done by merchants, traders and industrialists of Brest are completely wrong. It's even outrageous. [Two of them] made profits of at least one million in 1914–1915 ...”. Letters sent by taxpayers to justify their situation often provide a lot of information about the day-to-day activity of companies during the war and also about the employ-

ers' mentalities. Moreover, they can make up for the lack of private archives. Finally, there are also lots of inquiry reports, since the administration tried to establish the financial situation of the taxpayers and also to determine their good will in fulfilling their citizens' duty. This point is an essential one, for it raises the question of whether patriotism is a major moral value throughout a wartime society, or not. Motivations and values of the Great War soldiers have been an important field of research for a long time. This kind of question seems to be of no less interest as far as other parts of the population are concerned.

The idea of sacrifice, enforced rather than voluntary, is crucial in considering the attitudes

of societies during the conflict. Suffering is seen as the only way of living during this period. This principle did not allow any exception, so that profiteers were denounced. This made them a subjective category. Trying to recognise the part played both by fantasy and reality may lead to an objectified typology of the individuals and companies that actually became rich because of the war. Studying profiteers may consequently improve our knowledge of life and society behind the lines, and of the soldier's mind, too.

François Bouloc, Université Toulouse-Mirail, Département d'Histoire, 5, Allées Antonio Machado, F-31058 Toulouse cedex 1, bouloc2utm@aol.com

Militärisch-zivile Zusammenarbeit im Ersten Weltkrieg Die „Nebenregierungen“ der Militärbefehlshaber im Königreich Sachsen (Dissertation)

von Peter Mertens

Trotz ihrer zentralen Bedeutung für die deutsche „Heimatfront“ im Ersten Weltkrieg sind die stellvertretenden Generalkommandos und ihre nach Verhängung des Kriegszustands übernommenen umfassenden innenpolitischen und sozioökonomischen Funktionen bisher, mit Ausnahme der Arbeiten von Wilhelm Deist, unzulänglich erforscht. Die wesentliche Ursache dieses Defizits ist, dass für das preußische Kontingent (und mit ihm die Masse der deutschen Militärbefehlshaber) die Überlieferung fast völlig fehlt und die Ersatzüberlieferungen für die süddeutschen Heereskontingente bzw. die Akten ziviler Behörden nur bedingt Schlüsse auf die Gesamtheit der deutschen Militärbefehlshaber zulassen.

Eine weitere Ersatzüberlieferung, die des sächsischen Kriegsministeriums und der Militärbefehlshaber in Dresden bzw. Leipzig, blieb bisher weitgehend unberücksichtigt. Sie ist insbesondere deshalb interessant, weil sich „im Königreich Sachsen [...] gleichsam wie in einem Brennspeigel zentrale Probleme des Kaiserreiches erkennen“ lassen (G.A. Ritter) und Sachsens Heereskontingent als das von den drei nichtpreußischen Kontingenten des Reichsheers am stärksten der Hegemonie

Preußens ausgesetzte die meisten Gemeinsamkeiten mit der preußischen Armee aufwies.

Im Mittelpunkt des hier vorzustellenden Dissertationsprojekts zur militärisch-zivilen Zusammenarbeit während des Ersten Weltkriegs steht indes nicht der Versuch, aus der Situation der sächsischen „Heimatfront“ die Lage in den preußischen Korpsbezirken zu extrapolieren. Die umfangreichen Akten der sächsischen stellvertretenden Generalkommandos und der ihnen ab Dezember 1916 angegliederten Kriegsamtsstellen werden vielmehr erstmals ausgewertet, um das Wirken der Militärbefehlshaber unter den spezifischen Bedingungen eines hochindustrialisierten, exportabhängigen Bundesstaats zu überprüfen, der für die Zwecke der militärischen Exekutive in zwei räumliche Befehlsbereiche (stellvertretendes Generalkommando XII in Ostsachsen, stellvertretendes Generalkommando XIX in Westsachsen) aufgeteilt wird, die wirtschaftlich, sozial und politisch unterschiedliche Merkmale aufweisen. Im Fokus der Studie steht dabei die Frage, ob die von der zeitgenössischen Kritik und der bisherigen historischen Forschung formulierte Behauptung richtig ist, dass die Institution der Militärbefehlshaber den Erfordernissen des sich allmählich zum totalen Krieg

ausweitenden Konflikts nicht gerecht geworden sei und als Inhaber der vollziehenden Gewalt den insgesamt durch den Krieg beschleunigten Modernisierungsprozeß von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft blockiert habe.

Die Dissertation gliedert sich in sechs Kapitel. In den beiden ersten werden die politischen und die sozioökonomischen Rahmenbedingungen sowie die rechtlichen Grundlagen dargelegt. Der dritte Abschnitt widmet sich der personellen Zusammensetzung und dem organisatorischen Ausbau der Generalkommandos. Ferner erörtert er die konstituierenden Merkmale der Zusammenarbeit zwischen der militärischen und der zivilen Exekutive und zeigt die Konfliktlinien auf. Im vierten Kapitel wird demonstriert, welcher unterschiedlichen Strategien und Mittel sich die Militärbefehlshaber in Kooperation mit den Zivilbehörden und Gewerkschaften bedienen, um angesichts von sozialen Protesten „Ruhe und Ordnung“ im Königreich Sachsen zu gewährleisten. Ferner behandelt dieser Abschnitt die Durchführung der Zensur und den

Versuch des Militärs, mittels der „Volksaufklärung“ die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung zu beheben. Die Erläuterung der kriegswirtschaftlichen Aufgaben der Militärbefehlshaber im fünften Kapitel der Arbeit zielt darauf, die zentrale Bedeutung der stellvertretenden Generalkommandos für den sächsischen Arbeitsmarkt und deren Rolle bei der Bewirtschaftung sogenannter Kriegsrohstoffe und weiterer Teile des in Sachsen vorhandenen Realkapitals zu veranschaulichen. Den Abschluß der zum Teil unter dem Rückgriff auf Konzepte aus der Betriebswirtschaftslehre und der Sozialpsychologie durchgeführten Arbeit bildet die zusammenhängende und komparative Analyse der Maßnahmen der beiden militärischen „Nebenregierungen“. Die Dissertation wurde am Historischen Seminar der Westfälischen Willhelms-Universität Münster verfasst und von Prof. Dr. B. Sicken betreut.

Peter Mertens, Bernhardstr. 35, D-48653 Coesfeld, mertpet@uni-muenster.de

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBEREICHE

Die Wehrtechnische Studiensammlung des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung von Rolf Wirtgen

Die Wehrtechnische Studiensammlung (WTS) blickt in diesem Jahr auf eine zwanzigjährige Tradition am Standort Koblenz zurück. Nach langjährigen gemeinsamen Anstrengungen des Trägers, des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung (BWB), in Verbindung mit der Stadt Koblenz und dem Verein der Freunde und Förderer der WTS eröffnete Bundestagspräsident Richard Stücklen im November 1982 die Sammlung für die breite Öffentlichkeit. Hervorgegangen ist sie aus der ab 1962 bei der Erprobungsstelle der Bundeswehr in Meppen aufgebauten „Waffen- und Munitionssammlung für Entwicklungs- und Konstruktionsstudien“.

Im Vordergrund stand dabei die Aufgabe, wie es Werner Hahlweg 1980 formulierte, „die Voraussetzungen für einen kritischen-technologischen Vergleich des vorhandenen und künf-

tig zu entwickelnden Wehrmaterials für die Bundeswehr mit entsprechenden Fertigungen, Fortschritten, Lösungen und Entwicklungstendenzen des Auslandes zu schaffen. Hierbei würde es darauf ankommen, alle Modelle aus Geschichte und Gegenwart in Entwicklungsreihen zu erfassen, welche in ihrer Art typisch sind, d.h. von ihrer technologischen Konzeption und methodisch-praktischen Ausrichtung her Einfluss auf Erkenntnisse für eigene Weiterentwicklungen besitzen oder bestimmte sichtbare Merkmale resp. Anzeichen eines allgemeinen technischen Fortschritts aufweisen“.

Als Mitglied des Museums- und Sammlungsverbandes der Bundeswehr ist die WTS die einzige Sammlung, die sich ausschließlich auf wehr- bzw. militärtechnische Aspekte beschränkt. Insofern kommt ihr beim Bewah-

ren, Ausstellen und Erforschen von militär-technischen Objekten eine nationale Aufgabe zu. Wie das Deutsche Museum in München vorrangig Meilensteine der Naturwissenschaft und zivilen Technik ausstellt, präsentiert die WTS solche der Militärtechnik. Als vorrangige Zielsetzung ihrer Ausstellung militärischer Technik sieht die WTS die Herausarbeitung und die Vermittlung des technischen Fortschritts und des Erfahrungsschatzes, der in den Exponaten enthalten ist.

Andere Aufgaben umfassen die Mitwirkung bei der Aus- und Fortbildung der Wehringenieure und Wehrtechniker, indem sie mit ihren spezifischen Mitteln und Methoden Anschauungsmaterial bereitstellt. Schließlich erfüllt sie mit ihrer 7.200 m² großen Ausstellung eine Bildungs- und Informationsaufgabe für zivile Angehörige der Bundeswehr, Soldaten, Industrie und Öffentlichkeit und stellt Bundeswehreinrichtungen, Ämtern, Hochschulen, Universitäten und Instituten Geräte und Informationen für Forschungsvorhaben, allgemeine Lehre und besondere Zwecke zur Verfügung.

Die WTS stellt keine statische Ansammlung von Exponaten dar, sondern hat dynamischen Charakter. Im Gegensatz zu einem Museum, das nach Erwerb eines Objektes dessen Zustand über möglichst lange Zeit zu konservieren versucht, arbeitet die WTS mit ihren Objekten. Behörden und Industrie erhalten Exponate, z. T. direkt aus der öffentlichen Ausstellung, für Technologiestudien, Schießversuche und Weiterentwicklungen.

Nach der Verlegung der WTS von Meppen nach Koblenz begann der zielgerichtete Aufbau der Dokumentationsstelle in der WTS. Heute umfassen Präsenzbibliothek und Archiv 30.000

technische Dokumente wie Dienstvorschriften und Beschreibungen, 5.000 Fachbücher zur Militärtechnik sowie 12.000 Bände militärhistorischer Fachliteratur. Nach der Auflösung der Zentralbibliothek der Bundeswehr in Düsseldorf verzeichnete die WTS einen starken Anstieg der Nutzer ihrer Dokumentationsstelle. Das Besucherprofil umfasst heute Studierende, Examenskandidaten, Doktoranden, Forscher und Buchautoren.

Der Sammlungsbestand deckt den gesamten Bereich der Militärtechnik vom Kampfschuh bis zum fliegenden Waffensystem ab. Als besonders bedeutend ist die international ausgerichtete Handwaffensammlung mit rund 10.000 Objekten anzusehen. Schwerpunkte der Sammlungstätigkeit liegen in der raschen Weiterentwicklung der Bewaffnung während der Industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts und im Erwerb von aktuellen Modellen und Prototypen. Aber auch die Sammlungsbereiche Rad- und Kettenfahrzeuge mit 120 sowie Geschütztechnik mit über 130 Objekten (Kaliberbereich 37 mm bis 240 mm) ziehen viele Interessenten an.

Schließlich ist die WTS nach dem Tode von Werner Hahlweg, dem ehemaligen Lehrstuhlinhaber für Militärgeschichte an der Universität Münster, seit 1989 als Verwalter seines Erbes eingesetzt. Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses wird alle zwei Jahre der „Werner-Hahlweg-Preis für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften“ vergeben.

*Wehrtechnische Studiensammlung des BWB,
Mayenerstr. 85-87, D-56070 Koblenz-Lützel,
Tel.: ++49-(0)261-400-1423, E-Mail wts@bwb.org*

UNENDLICHE WELTEN

„Wir waren Helden“. Ein Film über den Vietnamkrieg

von Winfried Mönch

Man hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Kriegsfilme im allgemeinen und Filme über den Vietnamkrieg im besonderen seltsam „unhistorisch“ sind.¹ Es wird gekämpft, gesiegt und

gestorben; doch das „warum“ des Ganzen, d. h. der politische Kontext des Konflikts bleibt unterbelichtet. Das gilt auch für den Spielfilm „We were soldiers“. Der deutsche Verleih

brachte den Film Anfang Juli 2002 unter dem sinnigen Titel „Wir waren Helden“ in die Kinos.

Erzählt wird, wie eine amerikanische Luftlandeeinheit per Hubschrauber im südvietnamesischen Ia Drang-Tal in einen Hinterhalt fliegt und dort von weit überlegenen nordvietnamesischen Truppen beinahe aufgerieben wird. Als Grundlage der Filmhandlung dient die Schlachtbeschreibung „We were soldiers once ... and young“.² Die beiden Autoren des Buches hatten seinerzeit an den Gefechten teilgenommen. Der eine war Colonel G.G. Moore und führte die GIs. Der andere war der Kriegsberichterstatter J. Galloway, der zufällig vor Ort war.

Die ideologische Komponente des Vietnamkrieges, den die Amerikaner ja als einen „heißen“ Teil des Kalten Krieges geführt haben, kommt in dem Streifen nirgendwo auch nur ansatzweise vor. Gezeigt wird eine Schlacht zwischen regulären amerikanischen und nordvietnamesischen Truppen. Mit der damit gegebenen Beschränkung aufs rein Militärische hätte die Handlung auch in jedem beliebigen anderen amerikanischen Krieg angesiedelt sein können.

Ähnliches ließe sich auch über das knautschige Allerweltsgesicht des Hauptdarstellers Mel Gibson sagen. Sowenig er in der Lage war, einen Farmer und Freiheitskämpfer des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges in „Der Patriot“ glaubhaft zu mimen, sowenig ist er in der Lage, die Figur eines amerikanischen Karriereoffiziers der 1960er Jahre auszufüllen. Unter dem Stahlhelm lugt keine historisch anmutende Figur hervor, sondern die nur scheinbar zeitlose Gestalt des amerikanischen „Kriegers“, der eine seltsame Mischung aus Rambo und Westernheld à la John Wayne darzustellen versucht. Wenn eine solche höchst artifizielle Figur dann in eine Alltagsrolle schlüpfen soll, wie z.B. die eines Ehemanns und treusorgenden Familienvaters, gerät die Szene unfreiwillig komisch oder, wie im Fall des häuslichen Gebets, fast schon peinlich.

Anders als in sonstigen Filmen des Genres wird hier ein Blick auf die „andere Seite des Hügels“ geboten. Aus den irregulären „Charlies“ des vietnamesischen Guerillakrieges werden hier Soldaten, für die beiderseits der Front gleiche Standards gelten. Dramaturgisch hat

dies einen großen Vorteil: Man kann dem Zuschauer aus dem Mund des nordvietnamesischen Befehlshabers erläutern lassen, was es mit den Kampfszenen für eine Bewandnis hat. Aus den pyrotechnischen Gewittern mit ihren immer gleichen, schnell geschnittenen Sequenzen von Explosionen und fliegenden Leibern ließe sich sonst nämlich kein Handlungsstrang erschließen.

Die Ikone des Vietnamkrieges ist der Hubschrauber. Und selten gab es einen Film, der die Faszination, die dieses Fluggerät ausstrahlt, derart schlecht vermitteln kann, zumal es starke Film-Vorbilder gibt. Der Hubschrauber war die technische Errungenschaft, auf die sich die ganze amerikanische Strategie gründete. Die „Luftkavallerie“ war die Antwort auf das strategische Dilemma eines Krieges, in dem es keine Frontlinien gab. Man konnte nicht überall sein, aber mit dem Hubschrauber war man schnell vor Ort, um den Feind zu stellen. Idealerweise sollte dies durch immense Feuerkraft geschehen. Das, was Artillerie und Maschinenwaffen nicht getötet hatten, sollte durch Bombenteppiche und Napalm ausgelöscht werden. In Ia Drang war es gerade diese Feuerüberlegenheit, die die Amerikaner davor bewahren sollte, aufgerieben zu werden und die den Vietnamesen katastrophale Verluste bescherte. In einer Schlüsselszene des Films wird dann allerdings gezeigt, wie die Amerikaner mit aufgepflanztem Bajonett (!) stürmen und damit den tödlichen vietnamesischen Einschließungsring sprengen. Die Schlacht wird im Film damit entschieden, und die Amerikaner haben gesiegt. Vietnamesische Leichenberge bleiben als amerikanische Trophäen auf dem aufgeräumten Schlachtfeld zurück. Das mag dramaturgisch wohl wirken, ist aber historisch unerheblich; genauso unerheblich nämlich wie die Tatsache, dass die Vietnamesen die Amerikaner im Gefecht nie besiegen konnten. Wesentlich ist, dass die Amerikaner den Krieg politisch verloren haben.³ Und daran ändern auch noch so viele Filme, die gerne das Gegenteil suggerieren wollen, nichts.⁴

Die Medien – so die revisionistische Lesart – waren daran schuld, dass die USA den Krieg politisch verloren gaben, obwohl sie auf dem Schlachtfeld doch angeblich immer überlegen gewesen seien. Unter den Medienvertretern gab es allerdings auch rühmliche Ausnahmen, die

ihrer patriotischen Pflicht nachgekommen sind. Anders als in den sonstigen Vietnamfilmen wird in „Wir waren Helden“ die Rolle des Kriegsberichterstatters positiv besetzt. Der Journalist ist kein bekiffter Zyniker sondern ein heldenhafter Kamerad, der halt lieber mit der Kamera umgeht als mit dem Gewehr. In Ia Drang wird er dann mit beidem aktiv. Auf dem Höhepunkt der Schlacht greift er selbst zur Waffe und verteidigt die Stellung wie ein Soldat. Außerdem trägt er einen Verwundeten zum Verbandsplatz. Als die Schlacht glücklich zu Ende ist und die Meute seiner Reporterkollegen eingeflogen kommt, um über die überstandenen Kämpfe zu berichten, wird seine Initiation manifest. Dadurch, dass er aktiv an den Kampfhandlungen teilgenommen hat, gehört er nun zeitlebens zur ansonsten nur den Soldaten vorbehaltenen „Bruderschaft der im Feuer gestandenen“. Er ist nun kein lauter, vorwitziger Info-Beschaffer mehr, sondern ein Wissender, der die Abgründe des Krieges an sich selbst durchlitten hat.

Ironischerweise brechen dann die eingeblendeten Originalfotos das verlogene Pathos auf. Die Gesichter der Soldaten zeigen nichts vom vermeintlich höheren Sinn des Sterbens sondern vom menschlichen Entsetzen angesichts des tödlichen Irrsinns des Krieges, der sie umgibt. Das sind die einzigen Momente des ganzen Filmes, in dem er so etwas wie eine überzeitliche menschliche Tiefe auslotet.

Der Film versucht „Sinn“ zu produzieren, insbesondere auch in Hinblick auf die Erinnerung der amerikanischen Vietnamveteranen, denen ein Gefühl vermittelt werden soll:

„Ja, so war es!“⁵ Doch genau damit bleibt er weit hinter anderen Filmen seines Genres zurück, an denen er sich messen lassen muss. Hubschrauberattacken zu Wagner-Klängen und Feuerwände aus Napalm orchestrieren in „Apocalypse Now!“ einen Wahnsinn des Krieges, dem sich weder Soldaten noch Journalisten letztlich entziehen können.⁶ Und damit waren die Figuren dieses Filmes sicher viel näher an dem, was einmal gewesen sein mag, als die heute schon ziemlich betagt wirkenden Zelloidhelden von „We were soldiers once ... and young“.

Dr. Winfried Mönch, Schurwaldstraße 76, D-70186 Stuttgart, Tel.: ++49-(0)711-485261, Email w.moench@steiger-stiftung.de

¹ Vgl. Gerhard Hölz und Matthias Peipp, „*Fahr zur Hölle, Charlie!*“ *Der Vietnamkrieg im amerikanischen Film*, München 1991, sowie Eben J. Muse, *The land of Nam. The Vietnam War in American film*, Lanham, MD, 1995, S. 104.

² Vgl. Harold G. Moore and Joseph L. Galloway, *We were soldiers once ... and young. Ia Drang. The battle that changed the war in Vietnam*, New York 1992.

³ Vgl. z.B. den einschlägigen Dialog eines amerikanischen und eines nordvietnamesischen Soldaten nach Abschluß der Kämpfe bei Harry G. Summers Jr., *On strategy. A critical analysis of the Vietnam War*, Carlisle Barracks, Pennsylvania, 1981, S. 1.

⁴ Stefan Reinecke vertritt allerdings in seinem Buch „*Hollywood goes Vietnam. Der Vietnamkrieg im US-amerikanischen Film*“ (Hitzeroth 1993) die These, dass die Vereinigten Staaten den Vietnamkrieg zwar militärisch verloren, den Kampf um die Erinnerung und Deutungshoheit dieses Konfliktes allerdings gewonnen hätten.

⁵ Vgl. Interview Joe Galloway, in: *U.S. Naval Institute Proceedings*, Vol. 128, No. 2, 2002, S. 50 ff.

⁶ Vgl. Markus Pöhlmann, *Apocalypse Again*, in: *NLAKM* 15, S. 24–26.

TAGUNGSBERICHTE

Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit Tagung am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, 24.–25. Mai 2002

von Max Plassmann

Die von Michael Kaiser (Köln) und Stefan Kroll (Rostock) organisierte, durch die Fritz-Thyssen-Stiftung geförderte Tagung fand am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen statt, wo eine angenehme Atmosphäre ertragreiche Diskussionen ermöglichte. Das Thema gehört zu den vernachlässigten Bereichen der

Militärgeschichte, so dass man sich oft auf Neuland bewegte, was aber auf der anderen Seite auch viele neue Fragen aufwarf.

Eine erste Gruppe von Beiträgen nahm einzelne Armeen in den Blick. Das Militärkirchenwesen in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. war das Thema von Ben Marschke

(Los Angeles). Dessen Bürokratisierung und Zentralisierung unter einer Feldpropstei war im Sinne einer gewissen Vereinheitlichung und Steuerung der Seelsorge in der preußischen Armee erfolgreich. Sie litt allerdings unter den gleichen technischen, geographischen und strukturellen Problemen wie andere Bereiche des frühmodernen Staates auch, so dass sowohl informelle Kommunikationswege als auch örtliche bzw. regimentsinterne Verhaltensweisen das konterkarierten, was man die offizielle Politik nennen könnte. Hannelore Lehmann (Potsdam) widmete sich einem Fallbeispiel, nämlich dem Pietisten Victor Christoph Tuchfeld und seinem Soldatenkonventikel in Potsdam 1726/27. Solche pietistischen Gruppen müssen im Zusammenhang mit dem Tagungsthema interessieren, kommt man mit ihnen doch soldatischer Frömmigkeit auf die Spur. Es handelte sich indes stets um kleine Gruppen, die sicher nicht repräsentativ für eine Mehrheit der Soldaten sind. So scheint hier ein Phänomen der individuellen Einstellung von Soldaten und Offizieren vorzuliegen.

Michael Reiff (Köln) stellte für das kurbayerische Beispiel fest, dass eine Konfessionalisierung der Armee immer wieder versucht wurde, aber an Sachzwängen scheiterte. In Kriegszeiten standen nie genügend katholische Rekruten zur Verfügung, um ein unikonfessionelles Heer zu bilden. So griff man auf Protestanten zurück, die auf diese Weise einen konfessionellen Freiraum genießen konnten, der sich jedoch als labil erwies und sofort wieder eingeengt wurde, wenn sich die Zwangslagen entspannten. Max Plassmann (Düsseldorf) unterzog das schwäbische Reichskreismilitär einer Betrachtung. Hier wurde eine Konfrontation zwischen den Konfessionen grundsätzlich vermieden, da sonst die Kreisverfassung funktionsuntüchtig geworden wäre. Im Kreismilitär waren daher im Gegensatz zu Bayern beide Bekenntnisse strikt gleichberechtigt. Darüber hinaus verzichtete man auf eine allzu intensive Betreuung der Soldaten, um Konflikte über den richtigen Weg der Seelsorge gar nicht erst entstehen zu lassen. So blieb es einzelnen Offizieren, Soldaten und Seelsorgern mehr oder minder individuell überlassen, auf welche Weise sie religiöse Fragen in ihrem unmittelbaren Lebensbereich behandelten.

Cornel A. Zwierlein (München) untersuchte das militärische Eingreifen von Papst Pius V. in die französischen Religionskriege 1569. Eine Disziplinierung des päpstlichen Heeres im Zuge einer Konfessionalisierung scheint nicht stattgefunden zu haben. Wiederum hat man es mit einzelnen Soldaten zu tun, die in einer bestimmten Weise christlich dachten oder handelten, während sich andere ganz anders verhielten. Und auch auf der Ebene der Entscheidungsfindung der päpstlichen Politik fällt es schwer, mehr als die bloß diskursive Nutzung konfessionspolitischer Elemente festzustellen.

Stefan Kroll (Rostock) nahm die Motivation und Disziplinierung kursächsischer Soldaten im 18. Jahrhundert in den Blick. Bis zu dessen Ende scheinen sowohl religiöse Vorstellungen als auch die traditionelle Verbundenheit mit der eigenen Dynastie und der Heimat eine größere Rolle gespielt zu haben als nationalstaatlich-patriotische Motive, die damals schon in der bürgerlichen Öffentlichkeit weit verbreitet waren.

Den in der Öffentlichkeit oder allgemein in der Publizistik gepflogenen Diskursen widmete sich eine zweite Gruppe von Vorträgen. Anja Fuchs (Tübingen) fragte anhand von Beispielen aus Kurhannover, ob der Siebenjährige Krieg von Zeitgenossen als Religionskrieg wahrgenommen wurde und welche Rolle die preußische Propaganda dabei spielte. Es ergibt sich ein differenziertes Bild. Während beim Göttinger Universitätsprofessor Michaelis keine konfessionellen oder nationalen Feindbilder festzustellen sind, griff der hannoversche Bäckermeister Abelmann stark auf konfessionelle Stereotypen zurück. Zu einer einheitlichen Aussage über die Wirkung der Propaganda lässt sich indes auch angesichts der wenig einheitlichen Quellenlage nicht kommen. Der Beitrag von Maren Lorenz (Hamburg) widmete sich der „Kriegspublizistik der nordischen Kriege“ 1655 bis 1679. Der Befund, dass in den von ihr ausgewerteten Schriften beider Kriegsparteien religiöse Fragen nur eine geringe Rolle spielten, ist nicht überraschend, wenn man sich die Ereignisse der übrigen Beiträge vor Augen hält.

Matthias Rogg (Potsdam) breitete ein Panorama von bildlichen Söldnerdarstellungen des 16. Jahrhunderts aus. Wenn dabei auch das alte

Problem zum Tragen kam, dass von einem Flugblatt nicht ohne weiteres auf die Lebenswirklichkeit geschlossen werden kann, so zeigten die Beispiele doch die Vielschichtigkeit der Formen der Wahrnehmung und Abbildung von Soldaten. Wenn man von dieser wenigstens ansatzweise auf Verhalten und Haltungen schließen kann, wiesen auch diese eine Mannigfaltigkeit auf, die zu den sonstigen Befunden der Tagung korrespondiert.

Daniel Hohrath (Esslingen) untersuchte Belagerungsdiarien von Belagerungen des 18. Jahrhunderts aus der Feder von protestantischen Pfarrern und Beamten, die das Geschehen innerhalb einer Festung miterlebten und es in teilweise recht drastischen Worten beschrieben. Diese Quellengattung erweist sich als äußerst fruchtbar für alle möglichen Untersuchungsgegenstände. Bezüglich des Tagungsthemas konnte festgestellt werden, dass sich diese Autoren religiöser Erklärungsmuster für Sieg oder Niederlage und besonders für das Schicksal Einzelner bedienten. Darin unterschieden sie sich deutlich von den zeitgenössischen Belagerungsdiarien von Offizieren, die sich in der Regel auf die militärtechnischen Einzelheiten des Kampfes konzentrierten und den Faktor Religion nicht berücksichtigten.

Jürgen Luth (Potsdam) ging der Frage nach, ob die Türkenkriege im späten 17. Jahrhundert wirklich so hart und grausam geführt wurden, wie es oft und gerne in der Literatur behauptet wird, und ob solche Grausamkeiten religiös motiviert waren. Sein Vortrag machte indes deutlich, dass man einem Topos aufzusitzen droht, wenn man die Härte des Kampfes auf dem östlichen Kriegsschauplatz überbetont. Mithin erübrigt sich die Frage, ob in den Türkenkriegen religiös motivierte Grausamkeiten zu beobachten sind, bis zu einem gewissen Grade. Sie wird zu einer Frage nach dem individuellen Verhalten von Offizieren und Soldaten und gruppendynamischen Prozessen in einzelnen Einheiten und ist somit nicht pauschal zu beantworten.

Ähnliche Beobachtungen machte Michael Kaiser (Köln) hinsichtlich der Frage, ob es eine spezifisch militärisch *ars moriendi* in der Frühen Neuzeit gegeben hat. Soldaten konnten angesichts der Gefahr des plötzlichen Schlach-

tentodes nicht unbedingt damit rechnen, dem Ideal eines wohlvorbereiteten und inszenierten Todes nachkommen zu können. Bei einer insgesamt ungünstigen Quellenlage lassen sich unterschiedliche Beispiele zum Umgang mit dem Soldatentod finden, von einem stark religiös geprägten Verhalten bis hin zu dem, was in neuerer Zeit gerne als Magie oder Aberglauben bezeichnet wurde. Religion war also für einige Soldaten im Moment ihres Todes wichtig, sicher aber nicht für alle, und schon gar nicht für alle in gleicher Weise und in gleichem Umfang.

Am Schluss blieben viele Probleme offen, zumal chronologische wie geographische Sprünge unvermeidlich waren und insbesondere im Hinblick auf die Interpretation publizistischer Quellen deutliche methodische Fragezeichen gesetzt werden mußten. Doch es fällt auf, wie wenig sich religiöse oder konfessionelle Einstellungen und Handlungswiesen in der Praxis der frühneuzeitlichen Kriegführung in festgefügte Chronologien, Entwicklungslinien und übergreifende Kategorien einordnen lassen. Wichtiger als diese scheinen individuelle konfessionelle Verhaltens- und Denkweisen zu sein. Insofern sind wenigstens aus militärhistorischer Sicht Bedenken gegenüber einer allzu weitgehenden Nutzung des in anderen Bereichen eher fruchtbar anwendbaren Konfessionalisierungsparadigmas zu formulieren. Das mag verwundern, denn wenn Konfessionalisierung ein integraler Bestandteil des Prozesses der Herausbildung moderner Staatlichkeit gewesen ist, dann ist eine Ausblendung ausgerechnet des Militärs, das gemeinhin als eine andere tragende Säule in diesem Entwicklungsprozeß angesehen wird, nicht zu erklären. So muss, das bleibt als ein wichtiges Ergebnis der Tagung festzuhalten, das Konfessionalisierungsparadigma nicht allein modifiziert, sondern grundsätzlich überdacht werden.

Die Tagungsbeiträge und einige zusätzliche Aufsätze zum Thema werden voraussichtlich 2003 in der Reihe „Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“ des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit veröffentlicht.

Max Plassmann, plassman@ub.uni-duesseldorf.de

Deutsche Militärmedizin im Krieg 1939–1945.**Symposium in der Gottlieb-Daimler-Stiftung, Ladenburg, 10./11. Dezember 2001**

von Alexander Neumann

Die hier besprochene Tagung stand im Zusammenhang eines VW-Projektes am Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg i.Br., mit dem der Bestand H 20 (Heeressanitätswesen/Militärärztliche Akademie) erschlossen und neu signiert in den Bestand RH 12–23 eingegliedert, d.h. für die weitere wissenschaftliche Benutzung aufbereitet wird.

Als erster Redner dokumentierte Lothar Mertens die Veränderungen der von der DFG geförderten Forschung während der nationalsozialistischen Herrschaft. Dabei wurde deutlich, dass zur befriedigenden und aussagekräftigen Klärung der Thematik weitere Forschungen notwendig sind, da die geförderten Projekte sowohl zeitlich als auch inhaltlich sehr heterogen waren. Danach behandelte Alexander Neumann, einer der zwei Mitarbeiter des VW-Projektes, die ideologische Radikalisierung der Wehrmedizin am Beispiel der Einrichtung des Nationalsozialistischen Führungsoffiziers (NSFO) der Heeressanitätsinspektion, der bei seiner Arbeit problemlos an die standespolitischen Vorstellungen der Sanitätsoffiziere anknüpfen konnte, um die vom Regime an ihn gestellten Anforderungen zu erfüllen. Im Anschluss an diesen Vortrag entbrannte im Plenum eine Diskussion über die Durchdringung der (Sanitäts-)Offiziere der Wehrmacht mit nationalsozialistischem Gedankengut, in deren Mittelpunkt vor allem die Frage der Einflussnahme der NSFO stand. Peter Steinkamp, der zweite Mitarbeiter des Projektes, lieferte dann einen Quellen- und Forschungsbericht über die Militärärztliche Akademie, einem der Schwerpunkte des Bestandes H 20 bzw. RH 12–23 im Bundesarchiv-Militärarchiv. Er dokumentierte, dass der Bestand leider zahlreiche schmerzliche Lücken aufweist und immer noch nicht gänzlich wissenschaftlich ausgewertet ist. Die nächsten beiden Vortragenden, Horst Seithe und Susanne Willems, behandelten die Entwicklung des Deutschen Roten Kreuzes vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie zeigten deutlich auf, wie sehr diese Organisation immer mehr vom nationalsozialistischen Apparat integriert und für seine (Kriegs-)Zwecke instrumentalisiert wurde,

ohne dass es nennenswerten Widerstand dagegen gegeben hätte. Im Gegenteil verlief auch in diesem Fall die Gleichschaltung problemlos und freiwillig. Um über den rein nationalen Rahmen hinauszuschauen, stand mit der Gesundheitsorganisation des Völkerbundes ein interessanter Vergleichsfall zur Diskussion. Die Referentin, Iris Borowy, zeigte anschaulich, wie trotz erheblicher materieller und personeller Einschränkungen nach Kriegsbeginn diese Organisation weiter an wichtigen Gesundheitsfragen (v.a. Seuchenentwicklung) und an wissenschaftlichen Publikationen arbeitete. In der Diskussion wurde besonders intensiv über einen Bericht über Mangelernährung in südfranzösischen Internierungslagern gestritten, der bei allen Unterschieden gewisse Parallelen zu Versuchen in deutschen Konzentrationslagern aufwies.

Die Chirurgie bildete im Zweiten Weltkrieg eines der wichtigsten Aufgabenfelder für die Militärmediziner. Dieser Tatsache wurde mit zwei Referaten zur Kriegschirurgie Rechnung getragen. Philipp Behrendt stellte die Beratenden Chirurgen des deutschen Heeres anhand von zwei Fallbeispielen vor: K. Strauss als dilettantischer Karrierist, der durch seine Freundschaft mit Nazigrößen recht lange und erfolgreich als Mediziner wirken konnte, und W. Wachsmuth, der in den letzten Kriegstagen in Belgien sogar zahlreiche Gefangene vor dem Abtransport ins Reich retten konnte, stellten die zwei Extreme dar, zwischen denen sich die Chirurgen damals bewegten. Eher technische und sanitätstaktische Fragen behandelte P. Kolmsee in seinem Beitrag über die deutschen Feldoperationswagen, die denen der französischen Armee weit unterlegen waren und zudem durch fehlende Weitsicht der obersten Sanitätsleitung nicht serienmäßig eingesetzt wurden. Den ersten Tag beendete der Vortrag des Projektleiters, Wolfgang Eckart vom Institut für Geschichte der Medizin der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Er entwarf ein anschauliches Bild von der absolut unzureichenden ärztlichen Versorgung im Kessel von Stalingrad.

Der zweite Tag begann mit dem Themenschwerpunkt Militärpsychiatrie, dem ebenfalls

zwei Vorträge gewidmet waren. Die allgemeinen Ausführungen über die Behandlung der Kriegsneurotiker, die sich kaum von der schmerzhaften und brutalen Vorgehensweise im Ersten Weltkrieg unterschied, kamen von Klaus Blaßneck, während Roland Müller am Beispiel des Reservelazarets Marburg einzelne anschauliche Fallbeispiele zur Illustration und Verdeutlichung lieferte. Der nächste Themenkomplex behandelte die Frage der Wehrphysiologie: Frank Unger stellte das Institut für Allgemeine und Wehrphysiologie der Militärärztlichen Akademie vor, dessen Leiter schon vor dem Krieg mit dem Wachhaltemittel Pervitin experimentierte und dieses trotz ärztlicher Bedenken (Suchtgefahr) während des Krieges auch massenhaft einsetzen ließ. Im Anschluss daran zeigte Cornelius Borck am Beispiel der Luftwaffenforschung, wie sehr die theoretischen Überlegungen vom Verhältnis von Mensch und Maschine diese beeinflussten. Den Höhepunkt der Auffassung von der Höhenphysiologie als Wettkampf zwischen Mensch und Maschine bildeten die mörderischen Humanversuche im Konzentrationslager Dachau. Dieser Vortrag bildete auch den Übergang zum letzten Themenschwerpunkt, nämlich den medizinischen Versuchen in den Konzentrationslagern. Während Paul Weindling sich in seinem Vortrag auf die Versuche der Waffen-SS konzentrierte, belegten Christoph Kopcke und Gebhard Schultz, dass die von der SS durchgeführten Kampfstoffversuche

mit Lost im KZ Sachsenhausen auch einigen führenden Toxikologen der Militärärztlichen Akademie bekannt waren, auch wenn sie es nach dem Krieg in den juristischen Prozessen leugneten. Daniela Angetter ergänzte das grausame Bild durch die Schilderung der wehrmedizinischen Forschungen in Dachau unter Leitung von S. Rascher. Den Abschluss der Tagung bildete das Referat von Bernd Martin über die deutsch-japanischen Beziehungen in Fragen der wehrmedizinischen Forschung, der dankenswerterweise für einen ausgefallenen Vortragenden einsprang.

Insgesamt bot die Tagung einen guten Überblick über die zahlreichen Facetten, die das Thema zulässt, auch wenn sich kein roter Faden durch alle Beiträge zog. Trotz des dichtgedrängten Programms wurde jeder Beitrag kontrovers und teilweise sehr heftig und emotional diskutiert, was darauf hinweist, dass das Thema "Militär und Medizin" durch die Verbrechen in den Konzentrationslagern und die Beteiligung der Mediziner auch nach über 50 Jahren nichts von seiner Brisanz verloren hat, zumal bei einem so heterogenen Teilnehmerkreis, der von jungen Doktoranden bis hin zu einem noch lebenden Mitarbeiter der Heeresanitätsinspektion reichte.

Alexander Neumann, Erlenweg 6, D-79115 Freiburg, Tel. ++49-(0)761-4706956, E-Mail alexneuma@gmx.de

War and Society

Conference at the German Historical Institute, Washington, D. C., USA, March 21–24, 2002

by Christoph Strupp

In March 2002 the German Historical Institute, Washington, D.C., held its second Young Scholars Forum for American doctoral students and recent Ph.D. recipients in modern German and European history. The featured topic was "War and Society." Most of the papers presented at the conference focused on the first half of the twentieth century and the period of the world wars. They demonstrated a broad range of methodological and topical approaches to military history and the history of war.

The opening panel featured two papers dealing with militarism and the young. Bryan Ganaway (University of Illinois, Urbana-Champaign) presented his research on military toys in Germany. In the course of the 19th century they evolved from utilitarian objects of an elite into mass market articles designed to affirm and teach the nation. Through military toys and miniatures, it became possible to participate symbolically in the wars of the 19th century. With World War I, military toys became aggressively German in character.

Ganaway also addressed the question how children perceived the symbolic meaning of their toys – memoir literature indicates that boys just as much liked to be medieval heroes as citizen soldiers. In the second paper Andrew Donson (Marquette University) discussed the military training of sixteen and seventeen year old males in World War I. Noting that participation was voluntary, he argued that the high rates of participation in the training programs are indicators of strong support for the war. Even though the recreational and social dimensions played a role in the popularity of the programs, Donson sees them primarily as an opportunity for young people to express their patriotism and to be part of a nationalist spectacle. The military youth companies offered an easy transition into right-wing paramilitary violence after 1918. The discussion of both papers revolved around the question of whether children in fact were indoctrinated by nationalist ideology and adult martial values.

In the second panel aspects of war and language were discussed. In his paper on German colonial wars and the mass media, Bradley D. Naranch (Johns Hopkins University) dealt with the “dirty little wars” of Imperial Germany and the way the middle-class public experienced their realities. Because of the geographical distance, these wars were perceived as “virtual conflicts.” On the other hand, war correspondents, with the help of the telegraph, were able to have their reports printed days after the events happened. In the language of war and military violence they developed and stressed the cultural and racial dimensions of the colonial conflicts and left no room for sympathy with their indigenous victims. Aaron J. Cohen (California State University) sketched the totalitarian “language of war” in Germany and Russia during World War I and II. On a linguistic level there were similarities in the form and content of the official propaganda during the second world war, which was shaped by the experience of both countries in the first world war. Simplistic differentiations between friends and enemies, the degradation of the enemies as beasts, social outcasts, or ancient barbarians, and the justification of the war as a defense of ones own cultural values can be found on both sides in

both wars. While Nazi language distinguished in an emotional way between the Volk and its enemies (Jews, Communists, and others), Russian war language focused on the working class (-party) and the (future) Soviet reality. Participants discussed the importance of new technologies for the transmission of propaganda, its reception by different audiences, and the relationship of reality and language in general.

In the third panel Daniel Krebs (Emory University) presented his research on German prisoners of war in the American war of independence. Based on letters and diaries, Krebs described the capture and the transition from being soldiers to being prisoners of war through certain rituals of surrender. These rituals stood in for international laws on warfare and prisoners of war. While Congress set some general rules in May 1776, the administration of the prisoners had to be left to local authorities. Generally they were treated well, and on account of a labor shortage, they were quickly regarded as potential immigrants. In the discussion Krebs stressed the differences between the treatment of German and British soldiers, and the absence of ideological factors. Jonathan Gumz (University of Chicago) discussed problems of guerilla and interethnic war in the Austrian-Hungarian Militärgeneralgouvernement of Serbia in 1917. The occupation of Serbia can be seen as the persistence of an older absolutist form of rule that did little to win over the population of that territory even though the Militärgeneralgouvernement, concerned with its image, avoided large-scale violence in its counter-guerilla actions. Gumz focused on aspects of World War I that, in the face of the industrialized mass warfare of the western front, have been largely overlooked. He pointed out the borderland character of the occupied territories and made clear that, contrary to the western and eastern front, this occupation was never meant to lead to annexation.

The fourth panel focused on two papers dealing with World War I and its aftermath from local and comparative perspectives. Pierre Purseigle (University de Toulouse II) in his research on the cities of Béziers (France) and Northampton (England) shed light on the importance of local elites for the social

mobilization for war. They acted as local transmitters of the national propaganda efforts by adjusting the messages to local cultural codes. Mourning and remembrance served as prime examples of how local identities and national events interacted. Adam R. Seipp (University of North Carolina, Chapel Hill) compared the demobilization process in Munich and Manchester in 1918/19. Both cities serve as case-studies in a project that focuses on the new role of state and citizenship, the changed understanding of politics, and the way authorities coped with the general demand for "order" in the post World War I period. Both papers attempted to "make the picture more complex" by challenging established narratives on the national level, but were confronted with problems of contextualizing their findings and justifying the selection of their examples.

In the fifth panel David J. Bielanski (University of Illinois, Urbana-Champaign) presented a paper on Weimar paramilitary violence and the cult of the dead in Germany after World War I. Bielanski explored the masculine features of the "new man" that were based on the experiences of the front soldiers and revolved around concepts of duty and service to the nation. They were visible in paramilitary organizations such as the socialist Reichsbanner and the nationalist Stahlhelm. Violence was a key-element in the identity of their members; fights in the streets replaced the fight in the trenches. Those killed in these battles were easily incorporated within the cult of the dead.

The papers of the sixth panel dealt with the relationship between intellectuals, science and war. James A. Good (Rice University) showed how the reception of German idealism – most notably the philosophy of G.W.F. Hegel – in America was influenced by wars. Steven P. Remy (Ohio State University) dealt with the University of Heidelberg in the Third Reich and disproved the "Heidelberg myth" of the universities as victims of the regime. Focusing on the activities of departments and professors during World War II, he showed that the regime could count on the support of its universities and research institutions through war-related publications, courses, and lectures as well as technological innovations, weapons research, "Raumforschung," and medical

services. The discussion of both papers raised broad questions of the relationship between intellectuals and society.

The seventh panel brought together papers by Wendy Maxon (University of California, San Diego) and Monica A. Black (University of Virginia, Charlottesville). Wendy Maxon explored the topics of mechanization and bestialization in German culture after World War I. She focused on the works of artists such as Oskar Schlemmer, Rudolf Schlichter, Heinrich Davringhausen, and George Grosz. They were occupied with the effects that the industrialized slaughter had on the soldier's body on the western front. Their disturbing images of robots and human *Fleisch* were contrasted by a new awareness of sports, conditioned bodies, and health in general. Monica A. Black presented her research project on perception of death among German soldiers during World War II. Based on the reading of letters from the front which are dominated by elements of the Christian narrative of suffering, death, judgement, and resurrection and victimization, she argued that religious convictions largely survived under the NS-regime. The totalitarian ideology had not superseded Christianity, but on the eastern front the two coincided when the enemy was described as godless, anti-Christian, and bestial.

The last panel dealt with German history after 1945. Andrew Oppenheimer (University of Chicago) discussed West German pacifism. The fate of the German Peace Society, relicensed in November 1945, illustrates the obstacles to a simple continuity in pacifist activism. In the Cold War, the society's educational work could not be based on the Weimar-era ideals of anti-militarism. It adapted to general liberal-democratic values of the West, but continued to oppose rearmament and the integration of the Federal Republic into NATO. Kristin Rebien (Stanford University) presented her research on the Gruppe 47, the influential network of writers around the author Hans-Werner Richter. All the members of the group had been fighting in World War II and dealt with the war and its consequences in their writings. The discussion of both papers circled around various questions of political and cultural continuity and discontinuity after 1945.

The final discussion of the Young Scholars Forum raised important general questions with regard to the history of war. The broad spectrum of topics and methodological approaches presented at the conference was clearly seen as an asset. The participants interpreted war as a "social situation" rather than as a historical event, and this paved the way for valuable discussions of the problems of pre- and post-war societies and called the notion of wars as historical watersheds into question. Some of the papers on German history of the first half of the 20th century were influenced by a revived notion of a German Sonderweg, which proved once again the

necessity and the value of comparative research and interdisciplinary approaches. The Young Scholars Forum certainly helped laying the ground for this.

This year's Young Scholars Forum was made possible through generous grants from the Allianz AG, Munich, and The German Marshall Fund of the United States. The organizers are grateful for their support.

Christoph Strupp, German Historical Institute, 1607 New Hampshire Ave., NW Washington, DC 20009, USA, Tel. ++001-202-387 3355, Fax. ++001-202-483 3430, E-mail strupp@ghi-dc.org, www.ghi-dc.org

Aux Sources de l'Histoire Culturelle de la Grande Guerre

Tagung im Historial de la Grande Guerre, Péronne/Somme, Frankreich, 5.–7. Juli 2002

von Susanne Brandt und Gundula Bavendamm

Das Forschungszentrum eines der größten und konzeptionell innovativsten Museen zum Ersten Weltkrieg feierte Anfang Juli mit der Tagung „Aux Sources de l'Histoire Culturelle de la Grande Guerre“ sein 10jähriges Bestehen. Wie bei den Tagungen des Historial üblich, waren viele international renommierte Weltkriegsforscher als Referenten und Teilnehmer zusammengekommen. Die Dichte des Programms, durch eine eindrucksvolle Exkursion zum Chemin des Dames und zwei abendliche Filmvorführungen ergänzt, hatte einen Nachteil: es blieb insgesamt nur wenig Zeit für Diskussionen.

Wie Museumsdirektor Thomas Compère-Morel eingangs hervorhob, ist die enge und fruchtbare Kooperation zwischen dem Historial de la Grande Guerre und dem angegliederten Forschungszentrum in der französischen Museumslandschaft und wohl auch international ein nahezu einmaliges Phänomen. „Vor dem Museum war die Geschichtsschreibung“ – mit diesem programmatischen Satz eröffnete Jay Winter seinen Eröffnungsvortrag, in dem er auf die Anfänge des Hauses zurückblickte. Der Paradigmenwechsel Mitte der 1980er Jahre hin zu einer mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Weltkriegsforschung war der Motor für die bis heute wegweisende museologische Konzeption des Historial. Als es 1992 seine Pforten für die

Besucher öffnete, lagen bereits mehrere Jahre intensive Arbeit hinter den Kuratoren und dem international besetzten wissenschaftlichen Beratergremium. Denn von Anfang an war den Organisatoren (und Visionären) des Museumsprojektes bewusst, dass nur ein mutiger Entwurf der strukturschwachen Somme-Region Touristen bescheren und der wissenschaftlichen Welt ein Respekt erheischendes Forschungszentrum verschaffen würde. Mit dieser Idee fand man Rückhalt bei den Politikern, die das Unternehmen finanziell großzügig förderten. So konnte in dem durch ein modernes Gebäude ergänzten Schloss im Herzen der nordfranzösischen Kleinstadt Péronne ein Museum entstehen, das wesentlich mehr war als ein weiteres in einer Reihe von Weltkriegsmuseen in Frankreich und Belgien.

Statt dessen wurde ein Ort der Erinnerung und der Forschung geschaffen, von dem viele Impulse für die wissenschaftliche Arbeit und für die museale Darstellung des Ersten Weltkriegs ausgegangen sind. Nicht nur die französischen Museen zum Beispiel in Verdun mussten aufgrund der Konkurrenz an der Somme ihre Ausstellungskonzepte überarbeiten. Alle größeren Ausstellungen, die in den letzten zehn Jahren in Deutschland den Ersten Weltkrieg thematisierten, haben explizit versucht, die vergleichende Herangehensweise

des Historial auf die eigene Ausstellungsarbeit zu übertragen. Der Erste Weltkrieg – und das ist wohl die große Leistung dieses Museums – wird nicht aus nationaler Perspektive dargestellt, sondern in einen internationalen *approach* eingebettet, bei dem jedoch nationale Perspektiven nicht zugunsten einer gesamt-europäischen Deutung des Krieges aufgegeben werden. Vielmehr sollen spezifische nationale Blickwinkel und Deutungsmuster gleichwertig nebeneinander bestehen bleiben.

Jay Winter erinnerte an den Ausstellungsmacher der ersten Stunde, Gérard Rougeron, der seinerzeit wichtige Weichenstellungen für die museale Gestaltung vorgenommen hat. Rougeron war außerdem Dokumentarfilmer, dessen – nicht nur für das Historial produzierten – Werke (z.B. *Moissons de Fer* und *Mémoire de L'an 1918*) aufgrund der verwendeten Materialien und der Erzählstruktur die Mehrzahl der international produzierten Dokumentarfilme über den Ersten Weltkrieg qualitativ weit übertreffen.

Das Tagungsprogramm versammelte namhafte Historiker wie Georges-Henri Soutou, Jean-Jacques Becker, Hew Strachan, Wolfgang Mommsen und Gerd Krumeich. Reflexionen über die Geschichte der Weltkriegsforschung bildete einen der inhaltlichen Schwerpunkte. Becker skizzierte die Arbeiten französischer Wissenschaftler in den 1920er und 30er Jahren. Strachan ging näher auf die Entwicklung der Militärgeschichte im engeren Sinne ein. Auch Möglichkeiten und Grenzen neuer Ansätze kamen zur Sprache. So plädierte Gerd Krumeich nachdrücklich für eine vergleichende Kulturgeschichte der komplexen Entscheidungsprozesse im Juli 1914. Ziel müsse es sein, konventionelle Topoi wie etwa den vom sogenannten „deutschen Fatalismus“ kritisch zu hinterfragen. Stéphane Audoin-Rouzeau machte sich zum Anwalt einer Mikrogeschichte des Ersten Weltkrieges. Darüber hinaus wurden ältere Forschungsergebnisse von Historikern wie Fritz Fischer (David Stevenson) oder Norton Cru (Leonard Smith) einer aktuellen Bewertung unterzogen.

Die Tagung lenkte die Aufmerksamkeit auch auf bislang vernachlässigte Themen. Der Archäologe Nicholas Saunders widmete sich der *trench art*, also all jenen Gegenständen, die im Schützengraben, in Lazaretten oder Kriegs-

gefangenenlagern von Soldaten gefertigt oder nach dem Kriegsende industriell hergestellt wurden. Saunders interessierten besonders die Vielfalt der auf den aus Geschosshülsen gearbeiteten Vasen, Briefbeschwerern, Uhren oder Brieföffnern dargestellten Symbole. Er wies darauf hin, dass die *trench art* – lange als „curious junk of war“ belächelt – eine immer größere Wertschätzung erfahre, nicht nur in öffentlichen Museen, sondern auch durch private Sammler. Die kunsthandwerklichen Arbeiten visualisieren, so Saunders, wie Menschen auf den extremen Druck des industrialisierten Krieges reagiert haben. Am Rande der Tagung plädierte er für eine intensivere Zusammenarbeit von „professionellen“ Historiker mit den „Hobby“-Archäologen. Gerade die „Laien“ verfügten oftmals über sehr genaue Kenntnisse von den Artefakten des Ersten Weltkrieges, die bis heute gefunden werden. Anhand von Hörbeispielen zeichnete Glenn Watkins in seinem Vortrag nach, wie die Komponisten Ravel und Debussy die moderne Kriegserfahrung, vor allem die Fliegerei und das Maschinengewehrfeuer, musikalisch umzusetzen versuchten.

Laurent Veray gehört seit vielen Jahren zu den französischen Filmhistorikern und Produzenten historischer Dokumentationen für ein breites Publikum, dessen Arbeit das Historial zeigt. Er präsentierte am ersten Abend der Tagung im Kinosaal des Museums seinen neuen Film, in dem er die fiktive Geschichte von zwei Kameramännern – einem Deutschen und einem Franzosen – mittels authentischen Filmmaterials erzählt. Ein Großteil der Zuschauer äußerte sich kritisch oder sogar verärgert über die Herangehensweise Verays: Zu unklar war Vielen die Herkunft der scheinbar authentischen Bildkommentare der Kameramänner. Viele kritisierten, dass Veray suggeriere, Originaldokumente zu verwenden. Dabei stammte ein Großteil der sehr modern anmutenden Reflektionen über Zensur, die Sprache der Bilder oder das Problem der Authentizität aus Verays eigener Feder.

Weitaus positiver, sogar begeistert fiel das Urteil über den am folgenden Tag im kleinen Kino in Péronne aufgeführten Film „Die Somme – das Grab der Millionen“ (1929/30, Regie: Heinz Paul) aus. Veray hatte den Film im Bundesarchiv wiederentdeckt. Die Filmvorfüh-

zung bestach vor allem durch die differenzierte musikalische Begleitung eines Pianisten und eines Schlagzeugers. Für viele Zuschauer war der Film, der das Schicksal von drei deutschen Soldaten und Brüdern während der Sommerschlacht in den Mittelpunkt stellt, die Begegnung mit einem deutschen Weltkriegsfilm jenseits der erwarteten platten Propagandaaussagen.

Ein Tagungsband wird voraussichtlich erscheinen. Aktuelle Informationen zum Programm des Historial finden Sie unter <http://www.historical.org>.

Dr. Susanne Brandt, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Historisches Seminar II, Universitätsstr. 1, D-40225 Düsseldorf, Tel. ++49-(0)211/8114084, s.brandt@akmilitaergeschichte.de,

und

Dr. Gundula Bavendamm, Deutsches Historisches Museum, Unter den Linden 2, D-10117 Berlin, Tel. ++49-(0)30/20304-423, Fax. ++49-(0)30/20304-424, g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de

TAGUNGSANKÜNDIGUNGEN / CALLS FOR PAPERS

Junge Soldaten

Ein Symposium des Arbeitskreises für Historische Jugendforschung und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Potsdam

21.–23. November 2002, MFGA Potsdam

Die Historische Jugendforschung in Deutschland ist traditionell durch einige thematische Akzentuierungen gekennzeichnet: Sie hat sich vorwiegend mit der männlichen Jugend beschäftigt; Schüler, Studenten und junge Arbeiter sind nach sozialer Herkunft, Generationenzusammenhang, Mentalität und Lebensperspektiven erforscht worden, wobei die Jugendbewegungen des 20. Jahrhunderts einen besonderen Schwerpunkt bilden; die Forschung ist in regelmäßigen Abständen auf der Suche nach generationstypischen Konstellationen, Prägungen und Typisierungen gewesen („verlorene“ und „skeptische“ Generation, „Flakhelfer“- und „beat“-Generation usw.); neuerdings haben besondere Jugendkulturen und nicht zuletzt Jugendprotest und Jugendgewalt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen können. Die Historische Jugendforschung hat sich darüber hinaus mehr auf die „Normalbiographien“ konzentriert und ungewöhnliche Lebensläufe und extreme Erfahrungssituationen und -bereiche im Jugendalter eher ausgeblendet. Wir wissen nur wenig über Lebenszusammenhänge und Lebensläufe straffälliger Jugendlicher im 19. und 20. Jahrhundert, über Waisen und junge Auswanderer, Fremdenlegionäre und junge Zwangsarbeiter, über gescheiterte Lebensversuche und -wege, die in

Armut und Familienlosigkeit, in Verwahrlosung und Nichtsesshaftigkeit begannen und oft genug ein schlimmes Ende genommen haben.

Der Arbeitskreis für Historische Jugendforschung – 1991 auf Burg Ludwigstein als informeller Kreis interessierter und engagierter Wissenschaftler und Archivare gegründet – hat in den vergangenen Jahren zahlreiche Konferenzen zur Geschichte der Jugend in Deutschland, besonders in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, durchgeführt und dabei auch neue zeitgeschichtliche Themen aufgegriffen. (Ein Blick auf die bisher erschienenen Veröffentlichungen des Arbeitskreises in seiner Buchreihe „Materialien zur Historischen Jugendforschung“ ist leicht möglich unter: <http://www.uni-ulm.de/paedagogik/jugendforschung/index.html>. In Vorbereitung sind die Bände: Jugend Ost – Jugend West. Deutsche Jugendkontakte zur Zeit der deutschen Teilung; 100 Jahre Wandervogel – „Es begann in Steglitz ...“; weitere Tagungen werden sein: 100 Jahre Arbeiterjugendbewegung; 100 Jahre Jugendengagement im Natur- und Heimatschutz.)

Mit der Tagung über „Junge Soldaten im Kriegseinsatz“ soll der Blick auf eine der Extremsituationen gelenkt werden, die viele

Angehörige der männlichen Jugend im 20. Jahrhundert zu bestehen hatten. Nach einigen Vorüberlegungen hat sich die Vorbereitungsgruppe entschlossen, das Thema aus tagungspragmatischen Gründen in dreierlei Hinsicht zu beschränken: *erstens* auf den Zweiten Weltkrieg, *zweitens* auf den Kriegseinsatz, d.h. das Involviertsein in Kampfhandlungen, *drittens* auf junge deutsche Soldaten. Übergreifende und national vergleichende Fragestellungen – z.B. Differenzen und Parallelen zu Kriegserfahrungen im 19. Jahrhundert und im Ersten Weltkrieg, Militarisierung und Kriegsbereitschaft, unterschiedliche Verarbeitungsmuster und -folgen des Kriegserlebnisses – müssen daher ebenso zurückgestellt werden wie z.B. die Frage nach den jungen Frauen im Krieg.

Die Tagung soll in bewährter Weise Analysen und Zeitzeugenberichte kombinieren und die historische Rekonstruktion konfrontieren mit den Dimensionen des individuellen Erlebens, der individuellen Aufarbeitung des Geschehens und der Frage nach den individuellen lebensgeschichtlichen Folgen für das Leben nach dem Krieg: mentalitäre und lebensgeschichtliche Prägungen, Stimmungen und neue Lebensentwürfe, Verunsicherungen und Aufbrüche zu neuen Ufern.

Rahmenprogramm: Film „Die Brücke“

Donnerstag, 21.11.

Anreise bis 15 Uhr
Begrüßung und Eröffnung bis 15:45 Uhr

Einführungsvorträge:

Klaus Latzel (Bielefeld): *Junge Soldaten im Kriegseinsatz*
Hannes Heer (Hamburg): *Junge Soldaten im Krieg gegen die Sowjetunion*

Pause

Ulrich Herrmann (Ulm): *Mit 17 an die Ostfront – ein Kriegstagebuch*
Jürgen Reulecke (Siegen): *Kriegserfahrungen eines Jungenschaftlers*

Freitag, 22.11.

Jeweils mit Zeitzeugen

Magnus Koch (Hamburg): *Junge Soldaten als Deserteure*

Norbert Haase (Dresden): *Junge Soldaten in „Bewährungseinheiten“*

Mittagspause

Jeweils mit Zeitzeugen

Kathrin Orth (Uni Potsdam): *Junge Marinesoldaten im Stahlsarg*

Rüdiger Overmans (MGFA Potsdam): *Junge Soldaten in Kriegsgefangenschaft*

abends: „Die Brücke“

Samstag, 23.11.

Michael Buddrus (IfZ, Berlin): *HJ-Einsatz am Kriegsende*

Ulrich Linse (München): *Trauerarbeit durch Heroisierung*

Abschluß der Tagung

Ende der Tagung ca. 12 Uhr

Teilnahme

Es handelt sich um eine „geschlossene“ Tagung, d.h. die Teilnahme setzt eine verbindliche Anmeldung voraus (die Anfang November bestätigt wird), sonst kann das gastgebende MGFA nicht die nötigen Vorkehrungen für den Konferenzablauf treffen. Die Mahlzeiten werden im MGFA eingenommen, für die Übernachtung sorgen die Teilnehmer/innen selber. Anmeldungen sind jetzt schon möglich und an Ulrich Herrmann nach Ulm zu richten. Das endgültige Programm wird voraussichtlich im Juli/August verschickt bzw. ist im Internet abrufbar. Anmeldeschluß ist der 1. November 2002. Die Teilnehmerzahl ist auf 100 beschränkt.

Vorbereitung

Prof. Dr. Ulrich Herrmann
Universität Ulm, Seminar für Pädagogik
89069 Ulm (Donau)
Tel. 0731/50-23070, -23072 Fax

ulrich.herrmann@sem-paedagogik.uni-ulm.de
Tel. pr. 07071/61876, Fax 61265
Engelfriedshalde 101, 72076 Tübingen

Prof. Dr. Rolf-Dieter Müller
MGFA, PF 601122
14411 Potsdam
Tel. 0331/97 14 – 555, Fax -507

rolfdietermueller@bundeswehr.org
Prof. Dr. Hans-Ulrich Thamer
Universität Münster, Historisches Seminar
Domplatz 20–22, 48143 Münster
Tel. 0251/83-24322 (Durchw.),
-24320 (Skr.), -25417 Fax
E-mail thamer@uni-muenster.de
Tel. pr. 02507/2469

Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft

Jahrestagung 2002 des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V.

Mit Unterstützung des Hamburger Instituts für Sozialforschung und der Gerda-Henkel-Stiftung
Haus St. Ulrich, Augsburg, 1. bis 3. November 2002 (Vorläufiges Programm, Stand 15.8.02)

Freitag, 1. November 2002

15:00–15:30

Begrüßung (Dierk Walter, Hamburg)
Grußwort des Vorsitzenden des Arbeitskreises Militärgeschichte, Wilhelm Deist, Freiburg
Einführung (Markus Pöhlmann, Stuttgart)

A. Hinter der Front: Funktion und Gestalt von Besatzung im Kriege

Moderation: Gerd Krumeich, Düsseldorf

15:30–15:50

Die schwedische Armee in Sachsen 1706–1707 (Jürgen Luh, Potsdam)

15:50–16:10

Die deutsche Besatzung im „Land Oberost“ im Ersten Weltkrieg (Vejas Gabriel Liulevicius, Knoxville, Tenn.)

16:10–16:30

Die deutsche Besatzung vor Leningrad 1941/42 (Johannes Hürter, München)

16:30–16:50

"Verbrannte Erde": Der Rückzug der Wehrmacht aus den eroberten Gebieten, 1941/42–1944/45 (Armin Nolzen, Bochum)

16:50–17:50 Diskussion

19:00

Abendvortrag (Gen. a.D. Dr. Klaus Reinhardt, Heidelberg)

Samstag, 2. November 2002

B. Besatzer und Besetzte: Beziehungen zwischen fremdstaatlichem Militär und Zivilbevölkerung

Moderation: Stig Förster, Bern

09:30–09:50

Festungsstädte unter fremder Herrschaft im Ancien Régime (Daniel Hohrath, Esslingen)

09:50–10:10

„Afrika am Rhein“: Zivilbevölkerung und Kolonialtruppen im rheinischen Besatzungsgebiet der 1920er Jahre (Christian Koller, Zürich)

10:10–10:30

„AmiLiebchen“ und „Berufsbräute“: Besatzung, Prostitution und Geschlechtskrankheiten in der Nachkriegszeit 1945–1948 (Almuth Roelfs, Bremen)

10:30–10:50

Sowjetisches Militär und deutsche Zivilbevölkerung in der DDR (Silke Satjukow, Jena)

10:50–11:50 Diskussion

11:50 Mittagessen

C. Kollaboration und Widerstand

Moderation: Bruno Thoß, Potsdam

13:30–13:50

Der Aufstand der norddeutschen Unterschichten gegen die napoleonische Besatzungsmacht (Burghart Schmidt, Hamburg)

13:50–14:10

„Aktiver“ und passiver Widerstand während des Ruhrkampfes 1923 (Gerd Krüger, Essen)

14:10–14:30

Nationale Geschlechterordnung im Besatzungszustand am Beispiel Norwegens (Claudia Lenz, Hamburg)

14:30–15:10 Diskussion

15:10–15:40 Kaffeepause

D. Militär Macht Staat: Politische Funktion und Realität von Besatzung im Frieden

Moderation: Wilhelm Deist, Freiburg

15:40–16:00

Die englische Besetzung der Normandie 1417–1450 (Volker Büsch, Bonn)

16:00–16:20

Die nordstaatliche Besetzung der Südstaaten nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg (Jörg Nagler, Jena)

16:20–16:40

Die sowjetische Besetzung in der DDR (Christian Müller, Berlin)

16:40–17:20 Diskussion

18:00–20:00

Mitgliederversammlung des Arbeitskreises Militärgeschichte

Samstag, 3. November 2002

E. Lernprozesse und Kontinuitäten: Von einer Besatzung zur nächsten

Moderation: Günther Kronenbitter, Augsburg

09:30–09:50

Brüche und Kontinuitäten während der Besetzung Belgiens in den beiden Weltkriegen (Benoît Majerus, Brüssel)

09:50–10:10

Deutsche Militärverwaltung in der Ukraine im Ersten und Zweiten Weltkrieg (Frank Grelka, Bochum)

10:10–10:30

Deutsche Besetzung in Osteuropa 1939–1945: „Ein totaler kolonialisatorischer Akt“? (Jürgen Zimmerer, Kiel)

10:30–11:10 Diskussion

11:10–11:40 Kaffeepause

11:40–13:00

Podiumsdiskussion

Moderation: Martin Vogt, Mainz/Darmstadt

Birgit Beck, Bern;

Günter Bischof, New Orleans;

Bernd Greiner, Hamburg;

Hermann Graml, München

Freicorps: Wachtstubenflegen.

Von N. Crum.

Unterricht im Bajonettfechten.



Exerciermeister. „Nro. 13 ist wieder ganz einfach, Herr Assessor! Auf: eins! sehen Sie, kommt wieder der Oberkörper herüber wie er vor lehrt euch! war; zu gleicher Zeit stoßen Sie mit beiden Füßen vom Boden ab, und indem Sie den Unterkörper schnell nachbringen, machen Sie nach Unten Ausfall! links rückwärts und auf zwei! stehen Sie wieder in der dritten Position und parken links tief den Daumen abwärts gedrückt!“